

# Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit dem Illustrirten Unterhaltungs-Blatt.

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Abends außer Sonntag mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Weißgerbergasse 64, durch die Post und durch Colporteurs zu beziehen. Preis vierteljährlich 3,10 Mk., pro Woche 27 Pf. Beilagezeitung Nr. 6624.

Insertionsgebühr beträgt für die fünfgespaltene Zeitspalte ober deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Versammlungsanzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 7.

Breslau, Sonntag, 8. Januar 1893.

4. Jahrgang

## Das Ausnahme-Gesetz für die ländlichen Arbeiter.

K. F. Die Reaction im Anfang der fünfziger Jahre brachte es zu einer ganzen Reihe von Gesetzen, welche Alles auszumergen bestimmt waren, was freie Willkür im Staatsleben zu Wege gebracht hatten.

Eines der reactionärsten unter diesen Nachwerken der Reaction war das Gesetz, betreffend die Verletzung der Dienstpflichten des Gefindes und der ländlichen Arbeiter vom 24. April 1854, welches dem Charakter eines freien Vertragsverhältnisses, wie es auch nach der preussischen Gefindeordnung vom Jahre 1810 zwischen dem herrschaftlichen Landwirth und seinen Arbeitern bestehen soll, noch gröblicher als die Gefindeordnung ins Gesicht schlug.

Schon der § 1 dieses Gesetzes bestimmt, daß alle landwirthschaftlichen Arbeiter, gleichviel ob sie zum Gefinde oder zu irgend welcher Klasse der sogenannten vollkommen freien Arbeiter gehören, bei hartnäckigem Ungehorsam und Widerspenstigkeit gegen die Befehle der „Herrschaft“, oder der von ihr mit der Aufsicht beauftragten Personen, oder bei Versagung und Verletzung des Dienstes ohne gesetzliche Ursache, unbeschadet des Rechtes der Entlassung oder der „Weibehaltung“ mit Geldbuße bis zu 5 Thalern oder Gefängnisstrafe bis zu 3 Tagen belegt werden.

Der § 1 dieses Gesetzes enthält also neben der Bestimmung einer sehr empfindlichen Ungehorsamsstrafe zugleich eine Festsetzung der Strafen für den Contractbruch aller landwirthschaftlichen Arbeiter, die beiden langen Kündigungsfristen, welchen sie unterworfen sind, und bei allen sie sonst belastenden Hindernissen eines freien Stellenwechsels vielmehr in Versuchung sind, ihre Con-

tracte zu brechen, als es bei gewerblichen Arbeitern der Fall ist.

Ein preussischer Staatsmann, der etwas freieren Anschauungen huldigte, der Präsident Lette, fand diese Strafbestimmungen für den Contractbruch um so ungerechtfertigter, als, so erklärte er ausdrücklich, nicht bloß in den westlichen, sondern ebenso in den mittleren und östlichen Provinzen Preussens die mit Strafe bedrohten Fälle bei dem erfahrungsgemäß durchaus gesetzmäßigen Sinne und lenkamen Charakter der Bevölkerung zu den Ausnahmen gehören, deren Veranlassung, wenn man sie erforschte, sicher viel häufiger in ungerechter oder doch inhumaner und unangemessener Behandlung der Arbeiter seitens der Herrschaften gefunden werden würde.

Ein hochgeachteter Kenner der Sachlage co. fertigte somit öffentlich, daß es die Vergehungen der Arbeiter sind, für welche die Arbeiter der Bestrafung des Gesetzes unterworfen werden.

Wie sehr übrigens die preussische Regierung auf Seite der reactionären Grundbesitzer steht und wie feindlich sie den Arbeitern gegenübersteht, dafür erbrachte das auf den Contractbruch der ländlichen Arbeiter bezügliche Promemoria\*) des angeblich liberalen Justizministers Friedberg vom 4. October 1888 den blündigsten Beweis.

In Gegenjage zu der oben angeführten Aeußerung des Präsidenten Lette behauptete Prof. Dr. Freiherr v. d. Goltz in seinem Werke „Ueber die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung“, daß sich nicht nur industrielle, sondern auch ländliche Arbeiter den eingegangenen contractlichen Verpflichtungen so offenkundig

und so massenhaft entzogen, daß es den Anschein gewänne, als habe eine contractliche Verpflichtung zu Arbeitsleistungen überhaupt keine verbindliche Kraft. Dadurch werde das allgemeine Rechtsbewußtsein auf's Tiefste verletzt und geschädigt und wenn es auch dem Arbeitgeber frei stünde, Entschädigungsansprüche gegen contractbrüchige Arbeiter im Wege der Civilklage geltend zu machen, so sei dieses Mittel doch so gut wie wirkungslos, zumal die ländlichen Arbeiter fast ausnahmslos, nachdem sie contractbrüchig geworden seien, ihren Wohnsitz verlassen und dann für den klagenden Arbeitgeber nur schwer erreichbar wären. Dieser öffentlichen Calamität abzuhelfen habe der Staat das Recht und die Pflicht\*).

Aus dieser selbst grundbesitzerfreundlichen und arbeiterfeindlichen Anschauung ging das oben erwähnte Promemoria des preussischen Justizministers hervor, welches den Behörden an's Herz legte, daß sie den Schwierigkeiten in der praktischen Anwendung der Strafbestimmungen des § 1 des Gesetzes vom 24. April 1854 dadurch begegnen können, daß der Arbeiter, gegen welchen die Dienstherrschaft den Strafantrag stellt, vorläufig festgenommen und durch den Amtsanwalt zu fortiger Aburtheilung dem Amtsrichter vorgeführt wird.

„Die vorläufige Festnahme rechtfertigt sich, weil der den Dienst verlassende, also auf freier That betroffene Arbeiter wegen der geplanten Auswanderung (das heißt einfach: Entfernung) fluchtverdächtig ist.

„Er kann deshalb nicht nur von der Polizei, sondern von Jedermann ohne richterlichen Haftbefehl vorläufig festgenommen und dem Richter durch Vermittlung des Amtsanwalts zugeführt werden.“

\*) Denkschrift.

\*) Goltz a. a. O. (Zweite Auflage 1874) S. 349.

## Feuilleton.

### Michael Kohlhaas.

Historische Erzählung von Heinrich von Kleist.

Die Dickfütterung der Kappen hatte Kohlhaas' von Gram sehr gebeugte Seele, auch unabhängig von dem Widerwillen, mit dem Nagelschmidt deshalb gemeinschaftliche Sache zu machen, aufgegeben.

Raum hatte der Kerl diese Antwort dem Schloßhauptmann überbracht, als der Großkanzler abgesetzt, der Präsident Graf Kallheim an dessen Stelle zum Chef des Tribunals ernannt, und Kohlhaas durch einen Cabinetsbefehl des Kurfürsten arretirt und schwer mit Ketten beladen in die Stadthürme gebracht ward. Man machte ihm auf den Grund dieses Briefes, der an allen Ecken der Stadt angeschlagen ward, den Proceß, und da er vor den Schranken des Tribunals auf die Frage, ob er die Handschrift anerkenne, dem Rath, der sie ihm vorhielt, antwortete: „ja!“ zur Antwort aber auf die Frage, ob er zu seiner Verteidigung etwas vorzubringen wisse, indem er den Blick zur Erde schlug, „nein!“ sagte, so ward er verurtheilt, mit glühenden Zangen von Schinderknechten gekniffen, gevierttheilt, und sein Körper zwischen Rad und Galgen verbrannt zu werden.

So standen die Sachen für den armen Kohlhaas in Dresden, als der Kurfürst von Brandenburg zu seiner Rettung aus den Händen der Uebermacht und Willkür auftrat, und ihn in einer bei der kurfürstlichen Staatskanzlei daselbst eingereichten Note als brandenburgischen Unterthan reclamirte. Denn der wackere Stadthauptmann Herr Heinrich von Gensan hatte ihn auf einem Spaziergange an den Ufern der Spree von der Geschichte dieses sonderbaren und nicht verwerflichen Mannes unterrichtet, bei welcher Gelegenheit er, von den Fragen des erstaunten Herrn gedrängt, nicht umhin konnte, der Schuld zu erwähnen, die durch die Unziemlichkeiten seines Erzkanzlers, des Grafen Siegfried von Kallheim seine eigene Person dückte; worüber der Kurfürst schwer entrüstet, den Erzkanzler, nachdem er ihn zur Rede gestellt und befunden, daß die Verwandtschaft desselben mit dem Hause derer von Tronka an allem Schuld sei, ohne Weiteres mit mehreren Zeichen seiner Ungnade entsetzte, und den Herrn Heinrich von Gensan zum Erzkanzler ernannte.

Es traf sich aber, daß die Krone Polen gerade damals, indem sie mit dem Hause Sachsen, um welches Gegenstandes willen, wissen wir nicht, im Streite lag, den Kurfürsten von Brandenburg in wiederholten und dringenden Vorstellungen anging, sich mit ihr in gemeinschaftlicher Sache gegen das Haus Sachsen zu verbinden; dergestalt, daß der Erzkanzler Herr Gensan, der in solchen Sachen nicht ungeschickt war, wohl hoffen durfte, den Wunsch seines Herrn, dem Kohlhaas, es koste, was es wolle, Gerechtigkeit zu verschaffen, zu er-

füllen, ohne die Ruhe des Ganzen auf eine misslichere Art, als die Rücksicht auf einen Einzelnen erlaubt, aufs Spiel zu setzen. Demnach forderte der Erzkanzler nicht nur wegen gänzlich willkürlichen, Gott und Menschen mißgefälligen Verfahrens, die unbedingte und ungeäußerte Auslieferung des Kohlhaas, um denselben, falls ihn eine Schuld drückte, nach brandenburgischen Gesetzen auf Klageartikel, die der Dresdener Hof deshalb durch einen Anwalt in Berlin anhängig machen könne, zu richten; sondern er begehre sogar selbst Pässe für einen Anwalt, den der Kurfürst nach Dresden zu schicken Willens sei, um dem Kohlhaas wegen der ihm auf sächsischem Grund und Boden abgenommenen Kappen und anderer himelstreichenden Mißhandlungen und Gewaltthaten halber gegen den Junker Wenzel von Tronka Recht zu verschaffen.

Der Kämmerer Herr Kunz, der bei der Veränderung der Staatsämter in Sachsen zum Präsidenten der Staatskanzlei ernannt worden war, und der aus mancherlei Gründen den Berliner Hof in der Debrängniß, in der er sich befand, nicht verlassen wollte, antwortete im Namen seines über die eingegangene Note sehr niedergeschlagenen Herrn: „daß man sich über die Unfreundlichkeit und Unbilligkeit wundere, mit welcher man dem Hofe zu Dresden das Recht abspüche, den Kohlhaas wegen Verbrechen, die er im Lande begangen, den Gesetzen gemäß zu richten, da doch wohlbekannt sei, daß derselbe ein beträchtliches Grundstück in der Hauptstadt besitze und sich selbst in der Qualität als sächsischer Bürger gar nicht verleugne.“

Wenn also ein ländlicher Arbeitgeber gegen einen seiner Arbeiter den Strafantrag wegen vollendeten Vertragsbruches stellt, oder wenn auch nur die Gefahr eines solchen Vertragsbruches wirklich oder angeblich in Aussicht steht, so kann er ihn ohne richterlichen Haftbefehl vorläufig festnehmen und ihm zwangsweise dem Richter vorführen lassen.

Daneben bleibt dem Arbeitgeber noch der Anspruch auf vollen Schadenersatz bestehen, und auch die Vollstreckung des erst noch im Proceßwege festzustellenden Anspruches kann mit Hilfe des Arrestes erfolgen und zwar entweder des dinglichen, wenn dem Arbeiter noch pfändbare Sachen abzunehmen sind, oder des persönlichen Arrestes, wenn solches nicht mehr möglich ist.

Nach der Denkschrift des Justizministers ist die Anordnung des Arrestes im Augenblick sofort vollstreckbar und erfolgt regelmäßig, ohne daß der Gegner vorher gehört ist.

Ebenso wie die ländlichen Arbeiter in Bezug auf den Contractbruch unter einem ungehört harten Ausnahmegegesetz stehen, ebenso macht das Gesetz vom 24. April 1854 das Coalitionsrecht der ländlichen Arbeiter vollkommen unmöglich. Zwar ist auch in dieser Beziehung Prof. Frhr. v. d. Goltz anderer Meinung. Er meint, auch den ländlichen Arbeitern stehe die Coalitionsfreiheit zu und sie dürfe ihnen vom Staat nicht wieder entzogen werden. Wer sich aber den § 3 des erwähnten Gesetzes ohne die Brille der reactionären Regierungsfreundlichkeit betrachtet, der sieht, daß die Sache ganz anders liegt.

Dieser Paragraph bestimmt: Gefinde, Diensteute oder (ländliche) Landarbeiter, welche die Arbeitgeber oder die Obrigkeit zu gewissen Handlungen oder Zugeständnissen dadurch zu bestimmen suchen, daß sie die Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung derselben bei einzelnen oder mehreren Arbeitgebern verabreden oder zu einer solchen Verabredung Andere auffordern, haben Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre verwirkt.

Das also ist die Coalitionsfreiheit nach der Anschauung unserer gelehrten Socialwissenschaftler. Die ländlichen Arbeiter können die Arbeit einstellen, aber sie werden dafür bestraft; sie müssen ihre Arbeitgeber entschädigen und sie werden mit einer Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre belegt, wenn sie eine Arbeitseinstellung verabreden, oder auch nur zu einer Verabredung auffordern, die die Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung derselben bezweckt.

Das ist eine Freiheit, wie sie Sklavenhalter ihren Sklaven zu gewähren gleichfalls bereit sein dürften.

Dieser Freiheit entsprach auch die Auflösung einer Versammlung von Feldarbeiterinnen in der Umgegend von Magdeburg, die sich im Frühjahr des Jahres 1891 ereignete. Die Arbeiterinnen wollten sich öffentlich über ihren erbärmlichen Lohn und die ungeheuerliche Ueberanstrengung, die ihnen ihre Arbeitgeber zumutheten, beklagen.

Bei dieser Gelegenheit sprach ein Besucher der Versammlung vom Streik, der, wie er meinte, dann eintreten könne, wenn die Arbeiterinnen einen Tagelohn von 1,50 Mk. verlangt und nicht bewilligt erhalten

würden. Sofort wurde nach § 5 des preussischen Verfassungsgesetzes die Versammlung aufgelöst, weil eine „Vorschlag“ zur „Erörterung“ gekommen sei, der eine „Aufsorderung“ zur Anreizung zu strafbaren Handlungen“ in sich geschlossen hätte. Der Regierungspräsident von Magdeburg, bei dem Beschwerde erhoben worden war, wies auf die beiden Reactioneschöpfungen, das Vereinsgesetz von 1850 und das Dienstpflicht-Verletzungsgesetz für die Landarbeiter von 1854 hin und erklärte das Verhalten des überwachenden Polizeicommissars für „durchaus gerechtfertigt.“

Das ist eine Sklaverei des Gesetzes, wie sie für die industriellen Arbeiter in keiner Beziehung mehr besteht; zu deren Abwägung müssen wir Socialdemokraten die Landarbeiter aufrufen, von ihr müssen sie mit Anwendung aller Kraft so schnell als nur möglich befreien.

### Die „Breslauer Gerichtszeitung“ und das Wahlrecht in Breslau.

Vor einiger Zeit brachte die alte Gerichtszeitung einen Leitartikel über städtische Angelegenheiten, in welchem besonders der Ausfall der letzten Stadtverordnetenwahl einer Kritik unterzogen wird, wobei sie durchblicken läßt, daß die hiesigen Socialdemokraten, die bei au. Wahl nur vier ig Stimmen auf sich vereinigten, während die Diegnitzer Genossen die zehnfache Zahl von Stimmen ausbrachten, sich insofern einer Täuschung hingeeben hätten, als sie den § 77 des Einkommensteuergesetzes nicht berücksichtigt hätten, der den bisherigen Censur, wie wir ihn zur Wahlberechtigung als thatsächlich bestehend, angenommen hatten, außer Kraft setze. — Hierin irrt sich die Gerichtszeitung sehr; wir haben wohl gewußt, um was es sich handelte, und unser in öffentlicher Versammlung gefaßter Beschluß, beim Magistrat zu petitioniren, den Censur zum Wahlrecht auf ein besteuertes Einkommen von mehr als 660—900 Mark — monach Diejenigen, die nach der Einschätzung pro 1892 93 jährlich 4 Mk. Steuer zahlen, wahlberechtigt wären, zu erniedrigen, dürfte doch einen Jeden überzeugen, daß wir, wie das vielfach auch die Meinung des Genossen war, in keiner Weise in einem Irrthum befangen waren.

Auch die Gerichtszeitung glaubt nicht mehr daran, denn in einem Artikel ihrer letzten Nummer stellt sie klar, daß jener Magistratsbeschluss vom 25. Juni 1874, der den Censur von 6 Mark auf 12 Mark erhöhte, trotz des § 77 des Einkommensteuergesetzes, noch immer nicht aufgehoben ist. Hierdurch ist, wie die Gerichtszeitung mit Recht hervorhebt, einem großen Theil von Breslauer Steuerzahlenden Bürgern das Recht benommen, ihr Wahlrecht auszuüben. Die Gerichtszeitung geht aber noch weiter, sie sagt, daß ein solches Vorgehen gegen das Gesetz verstoße und läßt anmerken, daß hier ein energischer Protest am Platze wäre. — Warum der hiesige Magistrat und die Stadtverordneten auf ihrem Schrein bestehen, wissen wir genau und waren auch niemals darüber in Zweifel, aber Alles zu seiner Zeit und an seinem Ort. Wir werden nicht nur in Bezug auf unser Bürgerrecht, sondern auch in allen anderen Beziehungen, von

den städtischen wie anderen Behörden als Stiefkinder behandelt, was uns aber nicht abhalten wird, zur Er kämpfung unseres guten Rechtes zu gelegener Zeit alle Hebel in Bewegung zu setzen. —x.

### Preßgesindel und kein Ende.

Es giebt eine Sorte Menschen, die so tief rangiren, daß man nicht gern bis zu ihnen hinuntersteigt, weil man fürchten muß, in dem Roth, in dem sie leben und in dem sie mit einem gewissen Wohlbehagen herumwühlen, mitzuversinken. Manchmal ist es aber doch nothwendig, daß man ihnen, wenn sie mit dem Roth zu dreißt um sich werfen, eine Züchtigung zu Theil werden läßt und das so derb wie möglich, selbst auf die Gefahr hin, sich zu beschmutzen. Die Veröffentlichung der Quittungen zum Welfensfonds hat, wie es scheint, den Aerger einiger Scribifage erregt. Es ist auch der Aerger derselben ein ganz berechtigter, wenn sie sehen, wie gut ihre gleichgesinnten Kumpans für das Lügen, Schimpfen und Verleumbden aus diesem besten aller Fonds entlohnt wurden. Vielleicht ist's auch der fromme Wunsch, die schönen Zeiten der Welfensfonds-Mera wiederkehren zu sehen, die ihnen die Kraft zu dem confusensten und nebenbei gemeinsten Geschreibsel verleiht.

In erster Reihe figurirt hierbei die hiesige „Schlesische Morgen-Zeitung“ in der ein wahrheintlich sehr schlecht bezahlter S. loschreiber ein Pamphlet gegen die Socialdemokratie richtet. Es hiesze dem Blättchen zuviel Ehre anthon, wolle: man auf den Inhalt, wenn dieser Blödsinn überhaupt diese Bezeichnung verdient, näher eingehen. Doch wollen wir nicht unterlassen, unseren Lesern mitzutheilen, daß nach Ansicht jenes Schreibers die Protestation gegen die literarvorlage „jämmerlich im Sande verlaufen ist,“ die Arbeiter, (es sind die Bergarbeiter im Saarrevier gemeint) „keine Betriebsleiter mehr über sich gestellt haben wollen, die Arbeit nach ihrem Gutdünken geregelt wissen, mit einem Wort gesagt, Herren in den Betrieben sein wollen.“ — Wir denken, das genügt. Keller kann doch selbst solch ein antisemitischer Schmier sein sein Licht nicht leuchten lassen. R—e

### Nothstand und Socialdemokratie.

Daß unsere Gegner an Verdrehung erwiesener Thatfachen bei ihrem angeborenen Talente zu verleumbden nichts unversucht lassen, ist längst bekannt. Natürlich auch, daß, je kleiner der Köter, umso größer das G. klaffe. Doch damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch der größere Schlag unter ihnen es für außerordentlich wichtig hält, hierin etwas zu leisten.

Da ist z. B. die „Breslauer Morgenzeitung“, „das große Blatt.“ In dem Artikel vom 4. Januar leitartikelt sie über den Nothstand, freilich nur unter Anlehnung an die von der socialdemokratischen Fraction an den Reichstag gerichteten Interpellation. Ihr Aerger ist, daß der Nothstand von dieser Seite für notorisch erklärt wird. Ihre weise Vorsicht geht, wie es scheint, dahin, dann erst hiervon zu reden, wenn derselbe statistisch nachgewiesen wird.

den Ritter von Maljahn, der ihn begleitete, genöthigt drei Tage lang in Herzberg zurückzubleiben; von welcher Maßregel er dem Fürsten, dem er diente, deshalb allein verantwortlich, nicht nöthig befunden hatte, der Regierung in Dresden weitere Kenntniß zu geben.

Der Kurfürst, der mit halboffener Brust, den Federhut nach Art der Jäger mit Tannenzweigen geschmückt, neben der Dame Heloise saß, die in Zeiten früherer Jugend seine erste Liebe gewesen war, sagte, von der Anmuth des Festes, das ihn umgaukelte, heiter gestimmt:

„Lasset uns hingehen, und dem Unglücklichen, wer es auch sei, diesen Becher mit Wein reichen!“

Die Dame Heloise, mit einem herrlichen Blick auf ihn, stand sogleich auf, und füllte, die ganze Tafel plündernd, ein silbernes Geschirr, das ihr ein Page reichte, mit Früchten, Kuchen und Brot an; und schon hatte mit Erquickungen jeglicher Art die ganze Gesellschaft wimmelnd das Zelt verlassen, als der Landdrost ihnen mit einem verlegenen Gesicht entgegen kam, und sie bat, zurückzubleiben. Auf die betretene Frage des Kurfürsten, was vorgefallen wäre, daß er so bestürzt sei? antwortete der Landdrost stotternd gegen den Kämmerer gewandt, daß der Koblhaas im Wagen sei; auf welche, Jedermann unbegreifliche Nachricht, indem weltbekannt war, daß derselbe bereits vor sechs Tagen abgereist sei, der Kämmerer Herr Kunz seinen Becher mit Wein nahm und ihn, mit einer Rückwendung gegen das Zelt, in den Sand schüttete.

(Fortsetzung folgt.)

Doch da die Krone Polen bereits zur Ausföchtung ihrer Ansprüche einen Heerhaufen von fünftausend Mann an der Grenze von Sachsen zusammenzog, und der Erzkanzler Herr Heinrich von Sensau erklärte: „daß Koblhaasbrück, der Ort, nach welchem der Koblhändler heiße, im Brandenburgischen liege, und daß man die Vollstreckung des über ihn ausgesprochenen Todesurtheils für eine Verletzung des Völkerrechtes halten würde.“ so rief der Kurfürst auf den Rath des Kämmerers Herrn Kunz selbst, der sich aus diesem Handel zurückziehen wünschte, den Prinzen Christian von Meissen von seinen Gütern herbei, und entschloß auf wenige Worte dieses verständigen Herrn den Koblhaas, der Forderung gemäß, an den Berliner Hof abzuliefern.

Der Prinz, der, obgleich mit den Unziemlichkeiten, die vorgefallen waren, wenig zufrieden, die Leitung der Koblhaas'schen Sache auf den Wunsch seines bedrängten Herrn übernehmen mußte, fragte ihn, auf welchem Grund er nunmehr den Koblhändler bei dem Kammergericht zu Berlin verklagt wissen wolle; und da man sich auf den leidigen Brief desselben an den Nagelschmidt wegen der zweideutigen und unklaren Umstände, unter welchen er geschrieben war, nicht berufen konnte, der früheren Willkürungen und Einräucherungen aber wegen des Placats, worin sie ihm vergeben worden waren, nicht erwähnen durfte: so beschloß der Kurfürst, der Majestät des Kaisers zu Wien einen Bericht über den bewaffneten Einfall des Koblhaas in Sachsen vorzulegen, sich über den Bruch des von ihm eingesetzten öffentlichen

Landfriedens zu beschweren, und sie, die alleidrigs durch keine Amnestie gebunden war, anzuliegen, den Koblhaas bei dem Hofgericht zu Berlin deshalb durch einen Reichsankläger zur Rechenschaft zu ziehen.

Acht Tage darauf wurde der Koblhändler durch den Ritter Friedrich von Maljahn, den der Kurfürst von Brandenburg mit sechs Reitern nach Dresden geschickt hatte, geschloßen, wie er war, auf einen Wagen geladen und mit seinen fünf Kindern, die man auf seine Bitte aus Fimdel- und Waisenhäusern wieder zusammengeführt hatte, nach Berlin transportirt.

Es traf sich, daß der Kurfürst von Sachsen auf die Einladung des Landdrost's Grafen Aloisius von Kallheim, der damals an der Grenze von Sachsen beträchtliche Besitzungen hatte, in Gesellschaft des Kämmerers Herrn Kunz und seiner Gemahlin, der Dame Heloise, Tochter des Landdrost's und Schwester des Prääsidenten, anderer glänzenden Herren und Damen, Jagdjunker und Hofherren, die dabei waren, nicht zu erwähnen, zu einem großen Hirschjagen, das man, um ihn zu erheitern, ange stellt hatte, nach Dahwe gereist war; bergestalt, daß unter dem Dach bewimpelter Zelte, die quer über die Straße auf einem Hügel erbaut waren die ganze Gesellschaft vom Stand der Jagd noch bedeckt unter dem Schall einer heiteren, vom Stamm einer Siche herhallenden Musik, von Wagen bedient und Wellknaben, an der Tafel saß, als der Koblhändler langsam mit seiner Reiterbedeckung die Straße von Dresden daher gezogen kam. Denn die Erkrankung eines der kleinen, zarten Kinder des Koblhaas hatte

Einstweilen kann sie nur zusehen, daß die Zeiten schwierige sind für die breiten Schichten des Volkes; frommen Herzens blickt sie dann zum Himmel und dankt ihm dafür, daß er im vorigen Jahre viel Getreide wachsen ließ, damit wenigstens das Brot billiger ist, als im Winter 1892. Wir würden auch dem Himmel danken, wenn die „Breslauer Morgenzeitung“ diese ihre Weisheit für sich behalten würde.

Vertheilt die „Morgenzeitung“ das Brot etwa? Bis jetzt mußte erst darum gearbeitet werden. Die bei ihr thätigen Setzer wissen ein Lied davon zu singen.

Ein anderes Blättchen, das in Neustadt D.-S. erscheinende Stadtblatt darf sich ebenfalls rühmen, große nationalökonomische Weisheit zu besitzen. In einem Artikel über Nothstand und Socialdemokratie, meint es, daß das gegenwärtige Darniederliegen unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, der Druck auf dem ganzen nationalen Erwerbaleben zum großen Theil Schuld der Arbeiter selbst ist, welche nicht einsehen wollen, daß ihre Interessen mit denen der Arbeitgeber eng verbunden sind. Was soll man hieran mehr bewundern, die Dummheit oder die Dreistigkeit, mit der solche Behauptungen in die Welt geschleudert werden?

An den Verstand des Herrn Artikelschreibers wird wohl schwerlich zu appelliren sein, das hieße wahrlich einen Esel zum Pferde machen zu wollen.

Darum etwaige Aufklärungen auch nicht an ihn richtet. Wer aber von uns wüßte nicht, daß die wirtschaftliche Misere eine Folge der heutigen Produktionsweise, die bei ihrer Regellosigkeit alles das herausbeschwört, was den heute beinahe sprichwörtlich gewordenen Nothstand ausmacht. Alljährlich werden neue Erfindungen gemacht, die ihre Verwendung in der Industrie finden, wo größere Profite herausgeschlagen werden. Eine Rücksicht auf den Arbeiter giebt es dabei nicht. Die Folgen können natürlich nicht ausbleiben. Sie zeigen sich als schrecklichste Consequenz in stetig gewordenen Krisen, verbunden dann mit Arbeitslosigkeit und Kaufunfähigkeit.

Doch die Arbeiter selbst sollen an alledem Schuld haben, weil sie nicht einsehen, daß ihre und der Arbeitgeber Interessen eng verbunden sind. Na, vielleicht lernen sie es noch von den freisinnigen Pyrasenhelden.

## Socialpolitische Rundschau. Deutschland.

Der Versuch der gegnerischen Presse, den Streit im Saarlohtenrevier der Socialdemokratie in die Schuhe zu schieben, zeugt neben großer Perfidie auch von bodenloser Unkenntnis. Weber die Streikführer sind ausgesprochene Socialdemokraten, von denen der „Vorwärts“ Schillo mit dem Beiwort „fromm“, Warlen mit „confus“ bezeichnet, noch gehören die ausständigen Vergleute unserer Partei an oder haben sich durch „socialdemokratische Hezereien“ zum Streit verleiten lassen. Es käme sonst nicht vor, daß die Ausständigen Beschufe auf den Kaiser ausbringen, um zu beweisen, daß sie keine Socialdemokraten sind. Auch würden socialdemokratische Führer den Streit im

jetzigen Augenblick zu verhindern gesucht haben. Dagegen stehen wir, trotzdem wir den Zeitpunkt des Streiks für verfehlt halten, mit unserer ganzen Sympathie auf Seiten der Bergarbeiter. Denn nur ganz traurige Lohn- und Arbeitsverhältnisse können die Vergleute zur jetzigen Zeit zum Ausstand getrieben haben, und das Benehmen der Bergbehörden seit Beginn des Streiks bestärkt uns in der Ueberzeugung, daß die Bergarbeiter, gereizt durch die Bergwerks-Directionen, in der Verzweiflung zum letzten Mittel gegriffen haben. Mit Abscheu erfüllt uns die Bezeichnung des Streiks als frivol. Nur wer für menschliches Glend ganz stumpf geworden ist, kann einen verzeifelten und darum aussichtslosen Schritte einer gedrückten Volksklasse so cynisch, wie es die „Kölner“ und andere Zeitungen thun, beurtheilen.

Dienstliche Förderung des verbotenen Duellwesens. Man erinnert sich noch eines Rundschreibens, worin die dem Landwehr-Bezirks-Commando Aichaffenburg angehörigen Officiere zu Beiträgen für Mensurwaffen aufgefordert wurden. Das Schreiben erregte Aufsehen, weil es auf dienstliche Förderung des durch die Reichsgesetze verbotenen Duellwesens abzielte. Der „W. M. M.“, der damals das Rundschreiben zuerst veröffentlichte, bringt jetzt einen Nachtrag dazu, der kaum weniger interessant ist; es geht aus ihm hervor, daß die Veröffentlichung ihres Rundschreibens den veranlassenden Herren doch unangenehm gewesen ist. Sie haben nämlich ein zweites Rundschreiben folgenden Inhalts erlassen:

„Königliches Bezirks-Commando Aichaffenburg. — Aichaffenburg, 13. December 1892. Euer Hochwohlgeboren erhalten die Befehls- und Anweisung, längstens innerhalb vier Tagen auf dem vorgewiesenen Dienstort anher zu melden, ob und eventuell welchen Personen gegenüber Sie Erwähnung über das Rundschreiben vom 16. beziehungsweise 19. vorigen Monats — Nr. 59 — gethan haben, beziehungsweise ob Sie das Original oder eine Abschrift desselben jemandem zur Verfügung stellen, durch welchen bezügtes Schreiben zur Aufnahme an die Presse abgegeben wurde. Der Bezirks-Commandeur. v. Spruner, Oberst-Lieutenant.“

Der „W. M. M.“ bemerkt u. a. hierzu: „Wenn es wirklich gelingen sollte, den Delinquenten, der uns die Nachricht zugehen ließ, zu ermitteln, wäre dann wohl gar ein Proceß zu erwarten wegen Landesverrats oder nach der zu schaffenden lex Ahlwardt, wegen Ausplauderns militärischer Geheimnisse? Warum erlassen dann die Herren solche Rundschreiben, durch deren Bekanntwerden sie sich compromittirt glauben? Ubrigens könnte man wohl im Ernste fragen, ob denn die Schreiber auf den Bezirks-Commandos nicht genug anderes zu thun haben, so daß sie Zeit finden, solche Schreiben, die trotz des oben gebrauchten Ausdrucks „dienstlich“ mit dem Militärdienst nichts zu thun haben, anzufertigen und zu adressiren?“

Ueber ein eigenartiges Vorgehen der Justiz berichtet die Berliner „Volkszeitung“:

Im Dezember 1890 erschien aus Anlaß des Wahlkampfes im Reichstags-Wahlkreise Schmalkalden-Eichwege in den „Kasseler Nachrichten“ ein Artikel, durch welchen sich der Amtsrichter Hertwig in Wanfried be-

leidigt fühlte. Der Staatsanwalt lehnte den Klageantrag des Herrn Hertwig ab; jedoch erhob der Erste Staatsanwalt zu Kassel unterm 24. September 1892, also fast zwei Jahre nach dem Erscheinen des Artikels, „Kasseler Nachrichten“, sondern gegen den Reichstags-Abgeordneten Wiliß-Schmalkalden, den Herr Hertwig für den Verfasser jenes Artikels halten zu müssen glaubte. Herr Wiliß stellte in einem an den Vorsitzenden der Strafkammer I des Landgerichts Kassel gerichteten Schreiben entschieden in Abrede, den incriminirten Artikel geschrieben zu haben. Die Strafkammer I des Landgerichts in Kassel lehnte durch Beschluß vom 10. October 1892 die Einleitung des Verfahrens gegen Herrn Wiliß ab, weil andererseits die Strafverfolgung darauf hinauslaufen würde, sämmtliche durch die Presse begangenen Beleidigungen in Form der einfachen Beleidigung auch nach Ablauf der sechsmonatlichen Verjährungsfrist der Strafverfolgung zu unterwerfen. Die Kosten wurden der Staatskasse auferlegt. So meldeten wir in der Nr. 244 der „Volks-Zeitung“ vom 18. October.

„Heute macht uns Herr Amtsrichter Hertwig in Wanfried die Mittheilung, daß das Oberlandesgericht in Kassel am 10. December 1892 den Strafkammer-Beschluß aufgehoben und das Hauptverfahren gegen den Reichstags-Abgeordneten Wiliß wegen Beleidigung eröffnet hat.“

Das kann ein interessanter Proceß werden. Wegen der grundsätzlichen Tragweite, die er für die Presse hat, werden wir über den weiteren Verlauf der Angelegenheit berichten.“

Uns erscheint der Beschluß des Oberlandesgerichts in Kassel aus zwei Gründen absolut unhaltbar. Einmal bejagt § 22 des Reichsgesetzes über die Presse klar und deutlich:

„Die Strafverfolgung derjenigen Verbrechen und Vergehen, welche durch die Verbreitung von Druckschriften strafbaren Inhalts begangen werden, sowie diejenigen sonstigen Vergehen, welche in diesem Gesetze mit Strafe bedroht sind, verjährt in sechs Monaten.“

Andererseits aber steht im gegenwärtigen Moment der Einleitung eines Strafverfahrens gegen den Abg. Wiliß der Artikel 31 der Verfassung im Wege, der die Einholung der Zustimmung des Reichstages vorschreibt. Auch wir sind auf den Ausgang dieses Verfahrens äußerst gespannt.

Majestätsbeleidigung. Am Sylvesterabend besaß ein Angehöriger des Dormunder Generalanzeigers den traurigen Heldennuth, einen Arbeiter wegen Majestätsbeleidigung zu denunciren. In einer Wirthschaft der Jakobstraße feierte eine Anzahl Nordpatrioten, unter denen sich besagter Denunciant befand, in üblicher Weise Sylvester. Unter anderem wurde auch eine große Rede gehalten, die in einem Hoch auf den regierenden Kaiser ausklang. Zu gleicher Zeit leierte ein Orgelspieler das bekannte „Male, Male“ herunter. Einige andere Gäste hielten sich über das Spiel des Liedes auf und ein im Gespräch hingeworfenes „Pui“ erklang wohl zufällig in dem Augenblick, als das von den anderen angebrachte Hoch erklang. Der

## Singer.

Aus der „Newyorker Volkszeitung“.

(Fortsetzung).

„Während Jemand hinübergeht — beruhigen Sie sich, ich bitte: ich sandte Ihrer Frau Geld und schrieb ihr — erzählen Sie mir noch ferner von Ihren Schicksalen.“

Und da hub der Mann an:

Als wir vor einem Jahre den Hund Bobby verkaufen mußten, begann bereits das furchtbare Glend. Was ich nun auch versuchte, Alles mißlang. Es schien, als ob das Schicksal mich für Vergehen bestrafen wolle, die ich unwissend begangen. Es würde mir selbst unglaubwürdig erscheinen, wenn mir Jemand sagen würde: Hier in der großen Stadt könne sich ein kräftiger Mensch nicht ernähren. Wir haben uns ja auch ernährt und so lange es möglich war, öffentliche Wohlthaten nicht genossen. Aber wie haben wir miunter gelebt!

Beide, meine Frau und ich, — sie ist die Tochter eines Majors, der schon seit längerer Zeit seiner Frau ins Grab gefolgt — stehen allein in der Welt. Als ich, von Mecklenburg kommend, nach Berlin ging und in No. 10 die Stellung erhielt, lachte uns die helle Blicksonne. Wir waren zufrieden und unendlich glücklich; dann trat plötzlich die Liquidation der Firma ein und trotz meiner guten Zeugnisse, die ich vorlegen

konnte, vermochte ich eine andere Thätigkeit nicht zu finden. Jeder Posten war besetzt. Wir versuchten, uns durch Abschreiben zu ernähren. Ich arbeitete auch für Zeitschriften, empfing aber die Beiträge zurück. Mittel, Berlin zu verlassen, hatten wir nicht. Die vollständig von uns gemietete möblirte Wohnung mußte aufgegeben werden. Zweimal war meine Frau todtkrank, so daß ich kaum aus dem Zimmer zu gehen wagte. Wir haben oft tagelang nur von Kaffeebohnen gelebt — wurden beide so schwach, daß die Kräfte ausgingen, und nun — neuerdings —

Hier versagte Spang die Stimme und er machte eine Pause, als wenn ihm plötzlich die Luft vergangen sei.

„Armer Mann“, rief der Fremde leise heraus und schüttelte sich in Grauen.

„Nun aber ist die Zeit vorüber, Herr Spang,“ fuhr er, den ruhigen Ernst wieder in seine Züge legend, fort, und senkte seine Hand mitleidig beruhigend auf des Bedrängten Schulter. „Ueber das Wie werden wir nachher sprechen, wenn Ihre Frau kommt, die ich einlud. Entschuldigen Sie mich jetzt nur eine kurze Zeit, ich habe einige Anordnungen zu treffen.“

Raum war der alte Herr aus dem Zimmer gegangen, als sich Spang's eine heftige Anruhe bemächtigte. Noch immer war Anna nicht da, obgleich schon über eine halbe Stunde seit der Abfertigung des Briefes an sie verfloßen war. Nicht Herr seiner Erregung, sprang er empor, verständigte auf dem Corridor den Kellner, trug ihm auf, Herrn Dröge zu bestellen,

daß er sogleich zurückkehren werde, und stieg die Treppe hinab auf die Straße und von dort in seine Wohnung.

Als er vor der Thüre stand — man hatte ihm in der Portierloge gesagt, daß der Brief an seine Frau von der Wirthin abgenommen sei, da das Zimmer verschlossen gewesen — schloßerten ihm vor Unruhe und Angst die Knie. Der Atem fehlte ihm, und erst nach einer kleinen Pause vermochte er seine Stimme zu erheben.

„A-na—An—na,“ rief er und klopfte. „Ich bin's — schläfst Du? — Öffne!“

Aber alles war still, nichts rührte sich.

Nun pochte Spang stärker — sein Blut rann fiebernd durch die Adern — sein Körper b. hte — alle Gedanken waren auf den einen Punkt gerichtet: zu hören, daß sie da, lebendig — gesund — daß ihr nichts zugestoßen sei.

Zuletzt schlug der Mann mit den Fäusten gegen die Thürschwelle. Die wahnsinnige Angst machte ihn fast besinnungslos.

Und da — da — klang an das hochende Ohr — ein Laut — aus ihrem Munde.

„Was — ist? — Ja — ja —“ vernahm er. Das Geräusch schwerfälliger Schritte ward vernehmbar — hinter ihm auf der Treppe raschelte es — und die Thüre öffnete sich und sein Weib fiel ihm ohnmächtig vor Erschöpfung in die Arme.

(Fortsetzung folgt).

Organ" mußte sogleich die Majestätsbeleidigung heraus-  
juchendeln. Schleunigst lief er nach der Polizei und  
beflagter Arbeiter wurde natürlich verhaftet. Wie wir  
wissen, ist derselbe auf freiem Fuße und es wird ihm  
ein Leichtes sein, die dem Geruch der Mordspatzen  
entsprungene Denunciation auf ein Nichts zurückzu-  
führen. So verständig sind die Arbeiter, daß sie sich  
nicht durch so zweck- und sinnlose Neuerungen in die  
Gefahr der Bestrafung wegen Majestätsbeleidigung  
bringen. Aber Zeitungsmenschen, wie die des „General  
Anzeigers“, die trotz ihr Unparteilichkeit immer sehr  
nach oben schmaranzeln und den Arbeitern bei guter  
Gelegenheit einen Fußtritt versetzen, können aus  
dem harmlosesten Worte ein Capitalverbrechen con-  
struieren.

Wie Unfälle im Betriebe erzwungen werden!  
In der badischen Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen  
werden der Zeitersparnis halber die Maschinen theil-  
weise gepugt, während sie im Gange sind. Diesem  
Unfug, der nahezu an Verbrechen streift, sind kürzlich  
wieder zwei Arbeiter zum Opfer gefallen. Dem einen  
wurden einige Finger zerquetscht. Der andere rieß  
die Maschine ab, ein Vorarbeiter ließ sie jedoch sofort  
wieder laufen und die Maschine erfaßte den Ar-  
beiter an Kopf und Brust derart, daß er schwere Ver-  
letzungen davontrug und in das Spital überführt  
werden mußte.

Und das geschieht in Baden, dessen Fabrik-  
Inspector zu den besten im deutschen Reiche gehört.  
Die bismarckfreundliche „Zukunft“, eine von  
Maximilian Harden herausgegebene Wochenschrift, ist  
am Dienstag auf Beschluß des Königl. Amtsgerichts in  
Berlin mit Beschlag belegt worden. Alle im Buch-  
handel befindlichen Exemplare der letzten Nummer sind  
confiscirt worden. Die Beschlagnahme erfolgte wegen  
des Artikels „Monarchen-Erziehung.“ Die Anklage  
gegen Harden lautet angeblich auf Majestätsbeleidigung.

## Ausland.

### England.

Wieder ein verbessertes Mordwerkzeug — diesmal  
in England. Ueber ein neues Geschöß, eine Erfindung  
des englischen Generals Tweedie, berichtet das illustrierte  
englische Journal „The Broad Arrow“. Die Kugel  
besteht aus einem Mantel von hartem Metall, dessen  
hintere ebene Fläche geschlossen, die Spitze dagegen  
geöffnet ist, um darauf entweder durch Guß und Lösung  
weiches Blei anzubringen, so daß der Mantel mit dem  
Blei, welches er enthält, fest verbunden ist, mit Aus-  
nahme der äußeren Spitze, wo das Blei über den  
Mantel in tonischer Form heraustritt. Diese Com-  
position ermöglicht es dem Geschöß, sehr großem Druck  
Widerstand zu leisten, und zwar in Folge der großen  
Zähigkeit seiner Basis. Ebenso erträgt die neue Kugel  
die größten Anfangsgeschwindigkeiten. Die Härte des  
Metalls macht Splitterungen unmöglich. Die Gestalt  
der Kugel ist so berechnet, daß sich die Züge des inneren  
Gewehrlaufes nach dem ersten Drittel der Kugellänge  
von der Spitze aus auf dem Mantel einzeichnen.  
Dieser eigenthümliche Bau soll angeblich ein aus-  
gezeichnetes Schießen ermöglichen. Das neue Geschöß  
dringt, gegen Stahlplatten abgeschossen, besser durch  
als die gegenwärtig im englischen Heer eingeführte  
Kugel und hat außerdem die Eigenschaft, in die Stahl-  
platten einzudringen, selbst wenn sie dieselben unter  
einem Winkel trifft, wo die bisherigen Geschöße ab-  
glenzen würden. Außerdem ist die Wirkung der Kugel,  
sei es auf Stahl, Holz oder Stein, eine viel gewaltigere  
und zerstörendere. Es wird das neue Geschöß des  
Generals Tweedie gegen Torpedoboote mit viel mehr  
Erfolg angewendet werden können als die bisherigen  
Geschöße, nicht nur, weil das K. K. auf der Stahl-  
platte obliegt, viel geringer ist, sondern auch, weil  
sie ein viel größeres Loch in dieselben schlägt. Das-  
selbe gilt für die Wirkung der Kugel gegenüber der  
Cavallerie. Eine höchst erfreuliche Neujahresbotschaft.  
Es lebe der Fortschritt!

### Frankreich.

Die Einigung der französischen Socialisten voll-  
zieht sich in erfreulichster Weise. Ein gemeinsamer  
Mittelpunkt der Agitation und Action ist in Paris  
bereits geschaffen — in der „Socialistischen Actions-  
liga“ — und diesmal hat Paris die Provinz hinter  
sich. Der Bourgeois schwebt das Schreckgespenst der  
Commune vor. Nun — wenn jetzt in Paris die Com-  
mune gegründet wird, dann sieht sie nicht mehr ver-  
einigt da, wie 1871, sondern hat sofort hunderte von  
Schwestercommunen, die, über ganz Frankreich zerstreut,  
wohl stark genug sind, — zusammenwirkend mit Paris  
— ganz Frankreich dem Socialismus zu erobern.

Ein Anarchisten-Congress soll in den letzten Tagen  
des vergangenen Jahres in Brüssel „trotz aller polizei-  
lichen Verhinderungsmassregeln“ (unter Mithilfe der  
Polizei würde glaubhafter klingen) stattgefunden haben,  
und zwar ein internationaler. Dem „Hannoverschen  
Courier“ wird dazu aus Brüssel geschrieben: Es be-  
theiligten sich etwa 60 Genossen als Vertreter belgischer,  
französischer und italienischer Anarchistenverbände. Die  
Polizei war durch ein ganz einfaches Mittel getäuscht  
worden. Die Anarchisten kündigten nämlich an, sie  
würden in einem Wirthshause in der Rue de la Colonne  
ihre Versammlung abhalten, und versammelten sich am  
entgegengesetzten Ende im Vorort Schärbeck. Auf der  
Tagordnung stand die Frage, wie man die gegen-  
wärtige Gesellschaftsordnung „verbessern“ könne, und  
darauf gab es natürlich nur eine Antwort, nämlich:  
durch Dynamit. Der Viller Anarchist Dupont zeichnete  
sich durch besondere Festigkeit aus, indem er vorschlug,  
die „Capitalisten“ nicht bloß durch die Dynamitirung  
ihrer Wohnungen zu erschrecken, sondern die Fabrikherren  
und sonstigen „Volksausbeuter“ niederzuschleichen. Diese  
Theorien fanden allgemeinen Anklang. Der Congress  
beschloß sodann die Gründung eines internationalen  
Anarchistenblattes in Brüssel.

### Holland.

Neueren Meldungen zufolge nimmt die Em-  
pörung der Arbeitslosen über die Unthätigkeit der Be-  
hörden gegenüber der wachsenden Noth zu. Am Sonn-  
abend fand in Sappemeer eine Ansammlung von Arbeits-  
losen statt, welche durch Polizei und Militär zerstreut  
worden ist. Ferner werden ernste Unruhen der Arbeits-  
losen aus den Provinzen Friesland und Oberijssel ge-  
meldet. In Zwartsluis zertrümmerten die Arbeitslosen  
die Fensterscheiben an den Häusern der wohlhabenden  
Einwohner und warfen die Polizei mit Steinen, welche  
ihrerseits von der Feuerwaffe Gebrauch machte. Ein  
Arbeiter wurde getödtet, zahlreiche verwundet und ver-  
haftet. In Fessel feuerten die Arbeitslosen auf die  
Polizei; es fanden wiederholte Zusammenstöße und Ver-  
haftungen statt.

## Parlamentarische Nachrichten.

Das polnische Blatt „Sonic Wielkop.“ schreibt:  
Solte es zu einer Reichstagsauflösung und somit zu  
Neuwahlen kommen, so warnen wir entschieden vor  
einer Wiederaufstellung des Herrn von Koscielski.  
Der Kreis Inowrazlaw darf keinen „polnisch sprechen-  
den Preußen“ wählen — so hatte sich Herr v. Koscielski  
im Reichstage selbst bezeichnet —, und die am Goplo-  
see wohnenden Rujawier brauchen keinen „Civil-  
Admiral“.

Für die Erziehungswahlen in Liegnitz-Goldberg-Sagan  
für den Reichstag und Landtag hat eine am Mittwoch  
Nachmittag stattgehabte Versammlung der freimüthigen  
Vertrauensmänner des Wahlkreises die Candidatur des  
Stadtraths Wedder aus Breslau, der sich persönlich  
vorkstellte, einstimmig angenommen.

Im Herrenhause wird die parlamentarische Arbeit  
am 19. Januar wieder aufgenommen und zwar mit  
der comissariellen Berathung des von dem Frank-  
furter Oberbürgermeister Dr. Adickes eingebrachten  
Gesegentwurfes, der den Städten zum Zweck der Er-  
leichterung der Stadterweiterungen das Expropriations-  
recht verleiht.

## Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 7. Januar 1893.

[Magistratuelle Bekanntmachung.] Der  
heutigen Nummer der „Volkswacht“ liegt eine Bekannt-  
machung des Magistrats bei, betreffend die für die  
Invaliditäts- und Altersversicherung vom 1. Jan. 1893  
ab zu zahlenden Beiträge. Nach Vorausschickung der  
allgemeinen gesetzlichen Lohnbestimmungen werden die  
Lohnklassen und Beitragsätze 1., für die Mitglieder  
der Orts-, Betriebs- und Innungs-Krankenkassen; 2.,  
für die landwirthschaftlichen Arbeiter, und 3., für alle  
übrigen versicherungspflichtigen Personen aufgeführt.  
Den Beschluß der Bekanntmachung bilden die wichtigsten  
Bestimmungen über das eigentliche Nebengeschäft. —  
Wir machen darauf aufmerksam, daß diese Beilage  
nur für die Stadtabonnenten beigelegt ist.

[Versammlungsrecht.] Am 5. Januar erhielt  
Genosse Siekmann ein Strafmandat wegen Uebertretung  
des Vereinsgesetzes. In derselben Angelegenheit er-  
hielt schon vor einiger Zeit der Schmied Joseph Kon-  
scholka ein solches. Die Beschuldigung im Siekmann-  
schen Strafmandat lautet folgendermaßen:

### Beschuldigung.

Sie haben am 21. November 1892, Abends,  
in dem obigen Restaurationslocale, hieselbst,

Reumarkt, eine Versammlung des socialdemokratischen  
Vereins angemeldet und einberufen, welche seitens  
des aufsichtsführenden Polizei-Commissarius Beh-  
mann um 11 Uhr für geschlossen erklärt wurde,  
ohne daß Sie dieser Aufforderung nachgekommen  
wären.

Siekmann soll 20 Mark zahlen, eventuell 2 Tage  
Haft abmachen. Der Schmied Konsholka dagegen  
wurde zu 15 Mark oder 3 Tagen verurtheilt. In  
beiden Fällen wird man es auf einen gerichtlichen Ent-  
scheid ankommen lassen. Es existirt zwar seit letzter  
Zeit eine höhere Entscheidung über die Polizeistunde,  
aber sie berechtigt unsere Polizeibehörde unseres Er-  
achtens zu dem hier vorliegenden Vorgehen nicht. Wir  
werden in nächster Zeit diese Angelegenheit ganz aus-  
führlich behandeln.

[Vom Liebe-Theater.] Für die heute Sonn-  
abend stattfindende Premiere von „Das goldene Buch“  
sind außer dem berühmten Gaste Friedrich Haase, in  
hervorragenden Rollen, die Damen Thaller und Müller,  
sowie die Herren Böttcher, Schwelach, Rohland, Löwe  
und Bach beschäftigt. Morgen Sonntag geht auf all-  
gemeines Verlangen als Nachmittags-Vorstellung zu er-  
mäßigten Preisen „Der Fall Clemenceau“ mit  
Emmy Neumann als Iza letztmalig in Scene.

[Im Circus Krembsier] fand am Freitag eine  
Benefizvorstellung für den beliebten Clown Otto Pohl-  
mann statt, bei welcher die verschiedenen Künstler ihr  
Bestes boten. Als besonders hervorragend wollen wir  
die Leistungen der Parforce- und Grottesque-Reiterin  
Mlle. Ellens, der Miß Born auf ungefaltetem Pferde,  
der Mlle. Richards in ihren Grottesque-Touren zu  
Pferde, des Herrn Saubky auf der Reckpyramide und  
des Hr. Edmund Loyal als Jongleur zu Pferde her-  
vorheben. Geradezu erstaunlich aber sind die Pro-  
ductionen der Herren Maximilian und A. Geh, der  
Schulreiterin Fräulein Anna Brose, des Herrn Directors  
A. Krembsier als Dresseur und der kleinen (etwa 6 Jahr  
alten) Solotänzerin Anna Krembsier.

Für den Humor sorgten eine von Herrn Krembsier  
eingerichtete Pantomime mit Balleteinlagen und die  
beiden vorzüglichen Clowns Stone und Pohlmann. Er-  
heitend wirkte auch das Concurreriten, an dem sich  
ein älterer Herr und einige junge Leute beteiligten.  
Keinem von ihnen aber gelang es, wie erfordert war,  
die Bahn dreimal stehend zu umreiten, ohne herunter-  
zufallen. Wir können den Besuch des Circus Krembsier  
nach dem, was wir gestern wiederum gesehen haben,  
nur warm empfehlen, auch denen, die kein besonderes  
Interesse für die Reikunst haben. R—e.

[Von der Eisenbahn.] Die nunmehr öffentlich  
ausliegenden Entwürfe für den Umbau der (alten)  
Breslauer Verbindungsbahn, die nach Fertigstellung  
der im Bau begriffenen Umgehungsbahn ausschließlich  
dem Personenverkehr dienstbar sein soll, entsprechen im  
Wesentlichen den Projecten, die schon vor Jahren über  
den geplanten Umbau aufgestellt worden sind. Die  
einzige bedeutendere Abweichung betrifft, nach der  
„Schles. Ztg.“, die in Aussicht stehende Erhöhung des  
Oberbaues der Verbindungsbahn. Sie wird jetzt er-  
heblich beträchtlicher angenommen als früher. An der  
Kouisenstraße wird sie etwa ein Drittel Meter betragen,  
und von dort wird sie allmähig bis zum Oberschlesischen  
Bahnhofe derartig zunehmen, daß hier die Schienen  
2.6 Meter höher als gegenwärtig liegen werden. Ent-  
sprechend werden sich auch die lichten Höhen der  
Straßenunterführungen erhöhen, deren lichte Weiten  
ebenfalls erweitert werden sollen, meist freilich nur da-  
durch, daß die massiven Pfeiler an diesen Unterführ-  
ungen, in Beachtung eines zuerst in der Breslauer  
Stadterordnetenversammlung laut gewordenen Ge-  
dankens, durch Eisenconstruktionen ersetzt werden sollen.  
Der Forderung eines sogenannten „geräuschlosen Unter-  
baues nach dem Muster der Berliner Stadtbahn soll  
genügt werden. Der Oberschlesische Bahnhof soll dem  
reisenden Publikum unterirdisch zugänglich werden, so  
daß ein Ueberschreiten der Schienen nicht mehr vor-  
kommen kann. In Uebriken ist zu bemerken, daß die  
Inangriffnahme des Umbaues wohl noch eine geraume  
Zeit auf sich wird warten lassen. Ist doch die Bau-  
ausführung der Umgehungsbahn noch ganz erheblich  
im Rückstande; an dem Theile Gräbchen-Böpelwitz  
steht selbst der erste Spatenstich noch aus. Die Aus-  
führung erstreckt sich bis jetzt von Brodau bis Gräb-  
chen. Die Unterführung nach dem Dorfe Krietern ist  
fertig gestellt, die über die neu zu errichtenden Park-  
anlagen im Bau begriffen, während der Bau der über  
die Chaussee nach Klettendorf führt, in den Grund-  
arbeiten vorläufig ruht.

[Berichtigung.] In dem gestrigen Artikel „Der  
Lohnabzug am „heiligen Abend“ in der Ernst Mann-  
schen Dienfabrik“, ist in der dritten Spalte auf der  
11. Zeile ein ärgerlicher Druckfehler enthalten. Es

heißt: wenn auch leider 7 Arbeiter erst auf 7 Wochen hinaus um ihre Arbeit gekommen. Die Zahl 7 vor dem Wort Wochen ist vollständig überflüssig und zu streichen.

[Verunreinigung von Trinkwasser.] Von Seiten des königlichen Kreisphysikus ist gelegentlich eines Krankenbesuches in einer Ortschaft des Kreises bemerkt worden, daß der Deckel des Trinkbrunnens in dem betreffenden Schloß zum Schutz gegen den Frost mit einer dicken Schicht Pferdeäuger bedeckt war. Da dies vielfach in ländlichen Orten gebräuchliche Mittel eine große Gefahr für die Gesundheit dadurch in sich birgt, daß durch den aufgelegten Dünger das im Brunnen befindliche Trinkwasser in schädlicher Weise verunreinigt wird, so wird hiermit vor diesem Verfahren gewarnt.

[Viehseuche.] Die Maul- und Klauenseuche ist unter Viehbeständen der Ortschaften Wirwitz, Buchwitz, Gorankwitz, sowie auf den Dominien Wirwitz und Kattern I. erloschen, dagegen in Wonschitz und auf dem Dominium Weide ausgebrochen.

[Alarmierung der Feuerwehr.] Am 6. dieses Monats, Mittags 12 Uhr, entzündete sich auf einem in der Ohlenmündung vor Anker liegenden Frachtschiff durch übermäßiges Heizen eines eisernen Ofens ein Theil der Verschaltung zwischen Cajüte und Lagerraum. Die Ladung des Schiffes bestand aus 3500 Ctr. in Säcken verpackten Zuckers. Als die Feuerwehr eintraf, war schon ein Theil der Ladung in Brand gerathen. Zur Löschung des Feuers genügten einige Eimer Wasser.

[Unfall.] Ein Handschuhmacher-Lehrling von der Goldenen Kadegeasse wurde am 5. d. Mts., Abends, auf der Matthiasstraße durch eigene Schuld von einem Pferdebahnwagen zu Boden gerissen. Der Lehrling erlitt bei dem Sturz eine zum Glück nur leichte Verletzung der rechten Schulter.

[Diebstahl.] Am 5. d. Mts., Abends, wurde in einem Vergütungs-Etablissement einem Eisenbahn-Betriebssecretär ein reibraumer Winterüberzieher mit braunem Sammetragen gestohlen.

[Verhaftung.] Der Zuschneider eines Manufacturaaren-Geschäftes wurde dieser Tage in Haft genommen, weil der dringende Verdacht auf ihm lastete, seinen Herrn fortwährend in bedeutender Weise bestohlen zu haben. Eine vorgenommene Haussuchung bei dem Zuschneider förderte zwar nicht die gesuchten Tuche, wohl aber ein großes Quantum Militärtauch zu Tage, über dessen Herkunft man nicht in's Klare kommen konnte. Des Räthfels Lösung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Der Anfangs erwähnte Zuschneider hatte einen guten Freund, welcher Zuschneider in einer Militär-Efficientenhandlung war und seinen Herrn ebenfalls unausgesetzt bestahl. Um nun bei etwa plötzlich eintretenden Haussuchungen nicht so leicht ertappt zu werden, hatten die zwei Freunde die gestohlenen Waaren getauscht.

[Polizeiliche Meldungen.] In das Polizeigefängniß wurden am 5. d. Mts. 35 Personen eingeliefert. — Gestohlen wurden: einem Fräulein auf der Schweidnitzstraße eine silberne Remontoiruhr mit Goldbrand und goldenen Zeigern; einem Handelsmann auf der Uferstraße am 2. d. M. in einer Restauration auf der Gellhornstraße eine silberne Cynderuhr; einem Droschkensitzer von der Fürstenstraße eine gelbe Pferdebede. — Abhanden kamen: ein rothledernes Portemonnaie mit 12 Mk. Inhalt; eine Uhr nebst Kette; eine Briestaste, Militärpapiere enthaltend. — Gefunden wurden: ein Pincenez, eine silberne Damen-Remontoiruhr mit silberner Kette, eine gelbene Damen-Remontoiruhr mit goldener Kette, ein Fehnmarkstück, ein Zwanzigmarkstück, eine Brille, eine Pferdebede und eine Anzahl seiner weißer Wäschestücke. Am 24. v. M. wurde in einem Hausflur auf der Schuhbrücke ein Taschentuch mit 83 Mark gefunden. Der rechtmäßige Eigentümer melde sich im Zimmer 4 des Polizei-Präsidiums.

[Reichsgerichtsentscheidung.] Die „auf hoher See“ auf einem deutschen Schiffe, gleichviel ob auf einem Kriegs- oder Staatsschiffe oder auf einem Schiffe der Handelsmarine, begangenen Verbrechen oder Vergehen sind nach einem Urtheil des Reichsgerichts, IV. Straff., vom 21. October 1892 als im Gebiete des Deutschen Reiches begangene, zu bestrafen.

[Unbedingte Hilfe bei Feuergefahr.] Rettungsleitern und Rettungsapparate giebt es schon in großer Anzahl. Wenn dieselben eine allgemeine Anwendung nicht gefunden haben, so mag dies darin liegen, daß sie an die zu rettenden Personen mehr oder minder große Ansprüche bezüglich ihrer Geistesgegenwart stellen. Ein neues amerikanisches Patent betrifft eine verbesserte Rothleiter, bei welcher sich die zu rettende Person nur auf die oberste Stufe zu stellen braucht, um ohne eigene Thätigkeit oder Beihilfe in aller Ruhe

auf den Erdboden zu gelangen. Wie das Patent- und technische Bureau von Richard Lübers in Görlitz mittheilt, besteht dieselbe aus einer endlosen Strickleiter, deren beide seitliche durch eiserne Sprossen verbundene, die eigentliche Leiter bildenden Stricke oben über eine an der Gebäudewand consolarartig angebrachte horizontale Trommel gehen, also das Ganze den Anblick eines Elevators oder Paternostermerkes gewährt. Tritt Jemand von oben auf die Leiter, so senkt sich dieselbe, nach oben um die Trommel abwechselnd und diese drehend, in deren Umfang den Sprossen entsprechend Vertiefungen zur Aufnahme derselben angebracht sind. Die Person gleitet durch ihr Gewicht nach unten, und um die Beschleunigung der Bewegung zu verhindern und eine gleichförmige Geschwindigkeit der Leiter zu erzielen, ist die rotirende Achse der Trommel an einen feinreich konstruirten Regulator angeschlossen, welcher, mag die betreffende Person leicht oder schwer sein, immer dieselbe Fahrgeschwindigkeit erzielt.

[Durch den neuen Personen- und Gepäcktarif] sind von heute ab u. A. folgende Abweichungen von den bisherigen Bestimmungen herbeigeführt worden: Für Beförderung von Kranken in Gepäck- oder Güterwagen oder in Personenwagen IV. oder III. Klasse (sofern aus letzteren die Sitze entfernt worden sind) genügt die Lösung von 4 Einzelreisefarten I. Klasse der betreffenden Zuggattung. Bisher waren 6 solcher Karten notwendig. Das Lebensalter der zum halben Fahrpreise zu befördernden Kinder ist genauer festgesetzt. Kinder, für deren Beförderung bezahlt wird, haben Anspruch auf einen vollen Sitzplatz. Die halben Preise für Kinder sind auf volle 5 Pf. aufzurunden. Die für Rückfahrkarten von mehr als dreitägiger Gültigkeitsdauer vorgeschriebene Abstempelung vor Antritt der Rückreise findet nicht mehr statt. Ausdrücklich zu bemerken ist, daß diese Bestimmung vorläufig nur auf diejenigen Rückfahrkarten Anwendung findet, welche in dem Local- und Staatsbahnverkehr ausgegeben werden. — Die Gebühr für die telegraphische Vorausbestellung von Fahrkarten und Gepäckscheinen ist auf 25 Pf. herabgesetzt. Die zum Uebergang in eine höhere Wagenklasse bezw. in einen theueren Zug erforderlichen Zusatzkarten können ebenfalls telegraphisch vorausbestellt werden. — Außer in den durch die Verkehrsordnung vorgesehenen Fällen ist Anträgen auf Zurücknahme von Fahrkarten, welche noch nicht durchlocht sind, vor oder unmittelbar nach Abgang v. s. betreffenden Zuges in Fällen eines Irrthums oder der Erkrankung des Reisenden oder aus sonstigen Billigkeitsrücksichten zu entsprechen. — Bei der Fahrt über eine Hilfsstrecke im Falle der Anschlußversäumniß können auch Fahrkarten IV. Klasse, sofern der tarifmäßige Zuschlag entrichtet wird, für die II. oder I. Wagenklasse benutzt werden. — Ausnahmeweise und unter gewissen Voraussetzungen können Jäger mit ihren Hunden in Gepäck- oder Güterwagen Platz nehmen. — Jeder Reisende hat nur auf den über oder unter seinem Sitzplatz befindlichen Raum zur Unterbringung von Handgepäck Anspruch. — Der bei Declaration des Interesses an der Leseung zu erhebende Frachtszuschlag ist auf 5 von Tausend der angegebenen Summe für je angefangene 200 Kilometer, im Mindesten auf 40 Pf. festgesetzt. — Die Tarifbestimmung über die Ueberführung gesunderer Gegenstände an die Berechtigten ist auf den Bereich der deutschen Bahnen (bisher Preussische Staatsbahnen) ausgedehnt worden.

## Schlesien.

**Liegnitz-Hannau-Goldberg.** Am 1. Januar 1893 fand in Liegnitz in den drei Bergen die zweite Parteiconferenz des Kreises Liegnitz-Hannau-Goldberg statt. Eröffnet wurde dieselbe um 3 Uhr durch den Genossen Hellig. In das Büro wurden gewählt die Genossen Köhler-Liegnitz als erster Vorsitzender, Stolj-Hannau als zweiter Vorsitzender, Peters-Hannau als erster und Hansch-Goldberg als zweiter Schriftführer. Anwesend sind 14 Delegirte.

Genosse Bothe-Liegnitz schlägt folgende Tagesordnung vor: 1. Besprechung über die Candidatur zur Nachwahl in unsern Kreis. 2. Agitation für dieselbe. 3. Wie bringen wir die Gelder auf. 4. Bildung des Wahlcomittees. 5. Verschiedenes. Dieselbe wird nach kurzer Debatte angenommen. Bothe-Liegnitz beantragt, drei Protocolle der Conferenz anzufertigen, wovon je eins an jedem Ort verbleiben soll. (Wird angenommen.)

Zu Punkt 1 schlägt Köhler-Liegnitz vor, an der Candidatur Kühn-Langendielau festzuhalten. Die Conferenz beschließt dies einstimmig.

Bothe-Liegnitz stellt folgenden Antrag: „Die Delegirten der Städte Liegnitz-Hannau-Goldberg der heutigen Conferenz werden beauftragt, in jeder Stadt eine Volksversammlung einzuberufen, in welcher der Candidat Kühn proclamiert wird.“

Dieser Antrag wird angenommen.

2. Zur Agitation hält Schirpe-Liegnitz es für zweckmäßig, wenn zwei Flugblätter ausgearbeitet würden, wovon das eine die Verhältnisse der Stadt, und das andere die Verhältnisse des Landes behandeln.

Köhler-Liegnitz spricht dagegen, und meint, daß sich beide Thema ganz gut in einem Flugblatt vereinigen ließen.

Nach längerer Debatte beantragt Stolj-Hannau, die Flugblattfrage dem Wahlcomitee zu überweisen. (Wird angenommen.)

Ferner wird beschlossen, bei Berufung von Referenten gemeinschaftlich vorzugehen, um Unkosten zu ersparen.

Bothe-Liegnitz stellt folgenden Antrag:

„Jede der drei Städte wählt ein Wahlcomitee; die drei Zweigcomitees bilden das Wahlcomitee des Wahlkreises Goldberg-Liegnitz-Hannau, bezahlen gemeinschaftlich die Flugblätter und Stimmzettel, arbeiten gemeinschaftlich, zeichnen in den Flugblättern und sonstigen Veröffentlichungen als einheitliches Wahlcomitee, handeln aber nach eigenem Ermessen in ihren Bezirken betreffs Vertheilung der Flugblätter und sonstigen örtlichen Angelegenheiten.“

Die Ausbringung der Mittel geschieht zu 14 Theilen, wovon Liegnitz 7, Hannau 4 und Goldberg 3 Theile zu tragen hat.“

Köhler-Liegnitz beantragt eine Wahlleitung herauszugeben, um die Angriffe der Gegner sofort zurückzuschlagen zu können.

Peters-Hannau erklärt sich für diesen Antrag und wünscht Bruno Geiser als Redacteur angestellt zu wissen.

Stetefeld-Hannau spricht gegen diesen Antrag, insofern er erstens die hohen Kosten in Betracht zieht und zweitens in diesem Vorhaben eine unnötige Belastung der Genossen erblickt.

Rieger-Hannau ist derselben Ansicht.

Merger-Liegnitz kann sich nur unter der Bedingung für diesen Antrag erklären, wenn die Redaction in Liegnitz verbleibt, und schlägt Genossen Köhler-Liegnitz zum Redacteur vor.

Köhler lehnt dieses Anerbieten ab.

Nach längerer Debatte wird dieser Antrag zur weiteren Berathung, um übereilige Schritte zu vermeiden, dem Wahlcomitee überwiesen.

Die Ausarbeitung der Flugblätter wird dem Liegnitzer Wahlcomitee übertr gen.

Lachnit-Liegnitz giebt bekannt, daß bereits Vorarbeiten zu einem Flugblatt seitens des Genossen Köhler gemacht worden sind.

Bei Punkt Verschiedenes weist Köhler die Vorwürfe, welche den Liegnitzer Genossen gemacht wurden, daß dieselben nicht rege genug seien, zurück und beweist durch Zahlen, daß Liegnitz sich in Betreff der Agitation keine Vorwürfe gefallen lassen brauche.

Peters-Hannau trägt an, wie es zugeht, daß wiederholt die Klage gerührt wird, daß man in Liegnitz tüchtige Genossen, welche sich mit den leitenden Personen nicht befreundet könnten, mundtot gemacht habe.

Dieses wird durch Konrad, Schirpe und Köhler widerlegt und darauf hingewiesen, daß man sich nicht durch Mögler etwas vormachen lassen solle.

Lachnit-Liegnitz spricht seine Befriedigung über die sachliche Verhandlung der Conferenz aus.

Nachdem noch verschiedene Mißverständnisse, welche sich durch die Berichterstattung gegnerischer Blätter eingeschlichen hatten, zur allgemeinen Zufriedenheit erläutert waren, schloß der Vorsitzende die Conferenz mit einem dreifachen Hoch auf die Socialdemokratie.

**W. Glogau, 3. Januar.** Nach vielen Mühen ist es uns endlich wieder gelungen, ein Local zur Abhaltung einer öffentlichen Volksversammlung zu bekommen. Am Neujahrstage fand die selbe statt. Genosse Stoipe aus Grünberg hielt vor etwa 300 Personen, von denen viele weit her vom Lande gekommen waren, einen Vortrag über „die Militärvorlage“. In seinem einstündigen Vortrage kritisirte der Redner die neue Militärvorlage und überhaupt den Militarismus. Seine Ausführungen gingen dahin, für militärische Zwecke „keinen Mann und keinen Groschen“ zu bewilligen. „Wir wissen besser, wozu die neuen Soldaten dienen sollen, nicht zur Bekämpfung des äußeren Feindes, nein, der innere Feind wächst immer mächtiger heran, und um diesen einstmals gehörig nieder zu halten, werden immer wieder mehr Soldaten gebraucht.“ Die Versammlung folgte aufmerksam, dem Ort von Bisfall unterbrochenen Vortrag und nahm einstimmig folgende Resolution an:

„Die heutige Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen d. s. Referenten einverstanden und verspricht mit allen Kräften gegen die neue Militärvorlage zu agitiren, da die Kosten derselben doch nur durch Mehrbesteuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse des arbeitenden Volkes aufgebracht werden müssen. Zugleich verpflichtet sich die Versammlung, die Lehren der Socialdemokratie fernerhin in Glogau mehr auszubreiten.“

Von Gegnern sprach in der Discussion nur Herr Redacteur Mieschner, jetziger Betreuer des freisinnigen Herrn Dr. Müller, der zwar durch eingeschriebenen Brief eingeladen, aber nicht erschienen war. Herr Mieschner mußte sich, so leid es ihm auch that, „mit den in durchaus sachlichen Worten bezüglichen Ausführungen des Referenten“ einverstanden erklären. Mit einem dreifachen Hoch auf die internationale Socialdemokratie wurde die vom besten Geiste besetzte Versammlung geschlossen.

Genossen von Glogau und Umgegend! Wir richten an Euch die dringende Bitte, im Sinne obiger Resolution zu wirken, tretet voll und ganz für unsere gerechte Sache ein. Jeder von Euch hat die Pflicht, durch Ausfüllung seiner Mit-arbeiter, Bekannten, Verwandten u. s. w. dazu beizutragen, daß die Socialdemokratie endlich auch in unserer Stadt an Boden gewinnt.

Wir können noch zum Schluß den werthen Genossen die Mittheilung machen, daß wir in Bälde einen Verein in's Leben zu rufen gedenken; wir hoffen, daß sich alle Genossen demselben anschließen werden.

**Kreuzburg.** Zum Großfeuer. Am 3. d. Mts., Morgens, brach in dem Miethshause des Fleischermeisters Robert Hoffmann in der Oppelner Vorstadt Feuer aus. Das Gebäude enthielt Wohnungen, welche von 14 Arbeiterfamilien besetzt waren. Von einer Dachkammer aus verbreiteten sich nach dem „Oberöhl. Anzeiger“ die Flammen mit großer Geschwindigkeit, so daß die Bewohner nur das Wenigste retten konnten. Die Schwestern des Bethanien-Wunderhauses waren zuerst zu Hilfe gerufen und griffen fleißig an, das Gerettete zu bergen. Die 32 Kinder, die einblöckig aus dem brennenden Gebäude gebracht wurden, fanden in Bethanien Aufnahme. Die Feuerwehr griff thätig ein. Nur zwei Familien waren versichert. Die Schwestern aus Bethanien retteten den

Mitgliedern der Feuerwehr, die in Folge der Kälte starke Glieder erlitten, warme Getränke. Der Edelstein der Bürger-schaft war sofort darauf bedacht, den Obdachlosen ein Unterkommen zu beschaffen. Ein trauriger Umzug war es für die Abgebrannten; nur halbverkohlte Trümmer brachten sie in die neuen Wohnungen.

## Vereine u. Versammlungen.

### Künstler und Schriftsteller

hatten sich in großer Anzahl am Dienstag in München zu einer Protestversammlung gegen die lex Heinze (Gesetzentwurf „gegen die Unfähigkeit“) zusammengefunden. Wir geben den Bericht, wegen des großen Interesses für Kunst und Literatur, nach der „Münchener Post“ ausführlich wie folgt:

„L. Schauberg eröffnete die Versammlung mit den Worten, daß noch niemals die Interessen der Kunst so gefährdet erschienen seien, wie gegenwärtig. Wenn schon die Colportagebuchhändler zur Vertheidigung ihrer materiellen Interessen zusammengetreten seien, obliegt dieselbe Pflicht in um so höherem Maße den Schriftstellern und Künstlern, und zwar gerade die Sache nicht bloß die Modernen, sondern die Künstler aller Richtungen an. Nachdem Herr Dr. Pantha den Vorsitz übernommen hatte, trat Herr Schauberg als Referent in die Besprechung der lex Heinze, deren jede freie Kunst beinahe unmöglich machende Wirkung durch zahlreiche Beispiele erläutert. Redner wendet sich namentlich dagegen, daß die Regierung es über sich gebracht, die Kunst mit einem Gesetz über die Ausartungen der Prostitution zu verwickeln, ein neuer Beweis wie die Kunst in Deutschland mißachtet und erniedrigt werde. Wenn sich die Künstler eine solche Demüthigung widerstandslos gefallen ließen, wären sie auch eine solche Behandlung werth. Nach der lex Heinze braucht eine öffentlich ausgestellte Abbildung nicht unzüchtig zu sein, sondern bloß geeignet, Aergerniß zu erregen, um strafbar zu sein. Wer hat aber zu entscheiden, was geeignet ist, Aergerniß zu erregen? Es giebt Leute, die sich hochgebildet halten und es doch bedenklich finden, ihren Töchtern eine Venus von Medici zu zeigen. Da möchte man wirklich mit dem Dichter ausrufen: Gaer germanisch bißdes Auge kann die Sonne der Wahrheit nicht schauen. (Lebhafter Beifall einiger anwesenden Antisemiten.) Die größten Mißverständnisse aller Zeiten seien entstanden, ohne Rücksicht auf den religiösen und staatlichen Moralcode. Redner erwartet, daß die Versammlung gegen dieses Gesetz protestire und fordert eine freie Gasse für die Kunst!

Dr. Pantha theilt eine Reihe von schon nach dem gegenwärtigen Gesetz vorgekommenen Consecrationen und Verboten von Werken der Schönlitteratur mit, welche in den ersten Verlagsanstalten erschienen sind und zum Theil hervorragend bekannte Namen zu Verfassern haben, so Aden, Hauptmann, Sudermann usw. Demnach bedürfte es also nichts weniger als einer weiteren Verschärfung. Das Gesetz sei ausgegangen von norddeutschen Pietisten und Modernen. München sei eine Kunststadt ersten Ranges und war dies schon vor 300 Jahren, als Berlin noch ein ödes trauriges Fleckchen gewesen, und diese Mäthernheit trage es heute noch; man glaube dort die Kunst aus einem Kathedismismus begreifen zu können. Und diese Leute wollen uns vorschreiben, was in der Kunst Rechtens ist! Redner giebt sich jedoch keinen allzuweitgehenden Beschränkungen hin, denn ähnliche Anstürme gegen die Kunst seien schon öfter dagewesen, aber immer wieder vorbeigegangen. So hatten es die Burbaner in England nicht lange getrieben und es sei zu hoffen, daß auch unser Oliver Cromwell, der in Berlin an der Spitze der Regierung steht, mal durch einen etwa-erlecken Karl II. erlöst werde, der der Kunst die Freiheit zurückgiebt. Dr. Rosenthal erinnert daran, daß das Ehepaar Heinze sicher keine Ausschreitungen und Mißthaten besucht oder durch Schriften der Modernen verdorben worden sei, und doch soll der Proceß den Anlaß zu einem Gesetzentwurf geben, nach welchem gegen Producers der Kunst und Litteratur strengere Maßregeln getroffen werden. Redner bespricht eingehend die rechtliche Seite der Frage und meint, es werde sich bei Annahme der Vorlage schwerlich mehr ein Verleger für moderne Werke finden, da ja schon der bloße Besitz von Schriften zum Zwecke des Verkaufes strafbar sei. Mit diesem Gesetz sei der Billfür Thür und Thor geöffnet, weil ein Werk in jeder Stadt und von jedem Richter wieder anders beurtheilt werden könne. Hierauf erregt das Wort Hr. Buchner, Redacteur des hiesigen Antisemitenblattes und protestirt in erregter Weise gegen die heutige Versammlung, die bloß einberufen sei von einer Clique, die vorgebe, die Kunst zu vertreten. Die Künstler bezweifelnde Beschränkungen, die allein ein Recht zu reden hätten, seien nicht hier. Es sei weit gekommen mit der Litteratur in Deutschland, die schamlos wüthende Richtung, die Meerschweinchen-Litteratur habe die Lex Heinze nothwendig gemacht, nur sei letztere für diese Litteratur des Mißes (allgemeines Pind) noch lange nicht schrei genug. Es sind Fremdlinge eingedrungen unter uns, die die Zustelligkeit herangebracht haben. Auf allgemeine Parole: Wo? Wer? entgegnet Buchner: „Die Juden.“ (Rufe: Ah! Große Heiterkeit.) Redner schließt: Ueberlassen Sie den Protest den Künstlern, wir brauchen solche Protesten nicht.

Herr Bierbaum weist die Injunctiven Buchner in entgegengesetzter Weise zurück, worauf Herr Weng (Verleger des Antisemitenblattes) ebenfalls die lex Heinze begründet zur Unterdrückung der einmüthigen, ungermanischen modernen Litteratur. Auch protestirt er gegen den Ausdruck Schaubergs vom blöden germanischen Auge, worin er eine Beschuldigung der Deutschen sieht. Der Vorsitzende theilt hierauf mit, daß die Reichstags-Abgeordneten für München zur Versammlung eingeladen worden seien und daß Herr von Soltman zugegen sei, worauf er anfragt, ob derselbe das Wort zu nehmen wünsche. Herr von Soltman, von der Versammlung mit großem Beifall empfangen, erklärt, daß er es als seine Pflicht als Abgeordneter betrachtet habe, der erhaltene Einladung zu folgen. Er habe es um so lieber gethan, angesichts der Wichtigkeit, Kunst und Litteratur gegen die immer weiter greifenden reactionären Bestrebungen zu schützen, schon die jetzige Lage beider

sei eine unwürdige; sie, die nur in vollster Freiheit blühen könnten, gelte den Mächtigen als verdächtig und sind auf Schritt und Tritt unter der Controle von Polizei und Justiz Leiber hätten die Künstler und Schriftsteller bisher gegen diesen unheimlichen Druck keinerlei organisirten Widerstand zu leisten gewußt und alles über sich ergehen lassen; die Vertretung der Geistesfreiheit habe von der zielbewußten Arbeiterschaft geführt werden müssen, deren Energie der Redner den Anwesenden als Beispiel vorstellt. (Beifall.) Es sei zu begrüßen, daß sich die Künstler endlich aufgerafft hätten und sei nur zu hoffen, daß sie auch bei ferneren Angriffen auf die Freiheit der geistigen Güter ihren Mann stehen. Der Redner kennzeichnet sodann die „germanischen“ Nebenarten und die vagen, reactionären Gesichtspunkte der antisemitisch-ultramontanen Redner unter Beifall und zeigt die Gefahr, welche bei Annahme des Gesetzentwurfs für jedes freie künstlerische und schriftstellerische Schaffen entsände. Namentlich führt Redner hierbei Beispiele aus dem denkwürdigen Kunstselbstzuge der hiesigen Ultramontanen im 1889er Landtage an, welche klar zeigten, wohin es mit der Kunst kommen müßte, wenn der Standpunkt unwissender und heuchlerischer Kunstbananen maßgebend würde. Die Künstler und Schriftsteller hätten alle Veranlassung, gegen die durch den Gesetzentwurf geplante Knebelung und Herabwürdigung energisch zu protestiren. Er und seine politischen Freunde aber werden jedenfalls gegen die lex Heinze im Ganzen und insbesondere auch gegen die auf Kunst und Litteratur gemüthigten Bestimmungen stimmen, wie die Socialdemokratie immer für die Freiheit und Förderung von Kunst und Litteratur eingetreten sei, welche unter den bestehenden verkehrten politischen socialen Einrichtungen leiden und erst in einer Wiedergeburt der Gesellschaft ihre wahre Blüthe entfalten könnten. (Langandauernder Beifall.)

Dr. Bernheim meint, man müsse doch erst fragen, wie das Gesetz angewendet werden könne. Dasselbe treffe nicht eine, sondern alle Richtungen der Litteratur, auch gegen die Richtung, der Herr Buchner angehöre, könne und werde es angewandt werden. Durch dasselbe hat der Richter die Handhabe, zu fragen wen und was er wolle, es fordere die Polizei zu einer förmlichen Spionage nach strafbaren Schriften heraus. Das Zuhälterthum habe doch mit Litteratur und Kunst nichts zu thun. Man spreche von den Gefahren der Entfaltung für Gymnasialisten und von Mitterwachsenden. Damit sei einfach jede Kunst unmöglich.

Herr Gosh hält die Lex Heinze für gewisse Vampolete für unerlässlich. Seine weiteren Ausführungen bleiben unter allgemeinen Schlussätzen unverständlich.

Dr. Konrad erklärt, Sittlichkeit könne man nicht mit Gesetzesparagrafen machen, die Sittlichkeit käme auf ganz andere Weise zu Stande als die Herren in Berlin glauben, nicht die Litteratur, sondern die wirtschaftlichen Verhältnisse, Noth und Gend tragen an den gegenwärtigen sittlichen Zuständen die Hauptschuld. Redner meint, dieses Gesetz werde im Reichstags die Mehrheit nimmer finden, er lehnt sich jedoch dem Protest von ganzem Herzen an, denn wenn die Lex Heinze durchginge, könnte Deutschland mit den andern Nationen nicht mehr concurriren.

Herr Schauberg erklärt, jeder deutsche Künstler müsse gegen das Gesetz protestiren. Die Behauptung Buchners, daß wirkliche Künstler mit dem Protest nichts zu thun haben wollen, werde am besten widerlegt durch die eingelaufenen Zustimmungsadressen, unter denen sich Künstler ersten Ranges befinden. Redner verliest eine große Anzahl derselben, u. a. von Ernst Ziel-Stuttgart, Hermann Faberg, Bertha von Suttner, Otto Ernst Hamburg, Gabriel War, Ludwig Fulda, Maria Hilbrand, Felix Hörmann-Wien, Ernst Eckstein-Dresden, von Schmadel.

Es gelangt hierauf folgende Resolution mit allen gegen 12 Stimmen zur Annahme:

„Die heute, Montag, den 2. Januar 1893, im Oratorium versammelten Künstler und Schriftsteller, Kunst- und Litteraturfreunde erklären in der Bestimmung der Lex Heinze, soweit sie sich auf Kunst und Litteratur bezieht, eine feindselige und gefährliche Bedrohung der Freiheitsrechte, ohne welche keine Kunst bestehen kann und sieht namentlich in der gleichzeitigen Beschränkung von Prostitution und Kunst eine das Ansehen der Nation tief schädigende Demüthigung. Sie trägt sich mit der sicheren Erwartung, daß der Reichstag der betreffenden Abänderung des Gesetzesparagrafen (184) des Reichspräsidenten seine Zustimmung verweigern wird.“

## Vermischtes.

Ein Rätthel hat die Donnerstags-Sitzung des Kölner Schöffengerichts aufgegeben, das geeignet ist, auch solchen kleinen Kopferstücken zu verurtheilen, die aus Gedankenlosigkeit oder anderen Gründen noch nicht von der Unsaltbarkeit der bestehend. n Zustände überzeugt sind. Im Stadtanzeiger der „Köln. Ztg.“ wird dasselbe mit folgenden zwei Zeilen abgehan: „Eine Wittve hatte ihre beiden Kinder nicht zur Schule lassen können, weil sie keine Schuhe besaß. Das Gericht setzte je 20 Pfennige Gebühre fest.“ Warum, fragen wir, wurde die Wittve zu 40 Pfennige Strafe verurtheilt? Etwa weil sie ihre Kinder bei dieser kalten Jahreszeit nicht barfuß zur Schule gelandt hat? Ein schönes Schauspiel wahrhaft barfüßige Kinder in den Säulen der Großstadt Köln! Oder hätte sie sich (da Stiefeln ja ebenfalls bestraft wird) die Schuhe besteln müssen? Oder aber, das Gericht hat eingesehen, daß die Wittve kein Ver schulden traf und eben deshalb, eine Strafe festsetzen zu müssen, und es hat aus diesem Grunde auf den vermeintlich geringen Betrag von 40 Pfennigen erkannt? Wenn das Letzte der Fall ist, dann ist hier wieder einmal die Mangelhaftigkeit unserer Strafgesetzgebung offen dargelegt, deren Härten ganz unverhältnismäßig die Armen treffen. Denn man mag das mit der Verurtheilung dieser Wittve aufgedeckte Rätthel beantworten wie man will, es kommt immer auf die Lösung heraus: Heute ist Armuth ein Verbrechen und wird bestraft. Damit ist für jeden denkenden Menschen genug gesagt.

Die Geistesgegenwart eines Eisenbahnarbeiters verhinderte auf der Station Haringbis in Lütjand ein Unglück, das Hunderte von Menschenleben gekostet haben könnte. Auf dem Hauptgeleise des Bahnhofs stand ein Personenzug, dessen Lokomotive auf einem Neben-

geleise leere Güterwagen einfügte, als ein Ertragszug an voller Kraft auf dem Hauptgeleise heranbrauste. Das Wort war nebelig, so daß die Signale nicht gesehen oder verstanden worden wären, zum Bremsen war es zu spät, als der Arbeiter im letzten Augenblicke zur Weiche sprang und den Ertragszug auf das Nebengeleise führte, wo im nächsten Augenblicke Lokomotiven und Wagen zertrümmert waren, die Personenzug aber war gerettet.

Aus der blutigen Maiwoche. Eine eigenthümliche Entdeckung wurde vor einigen Tagen in den Kellern eines Weinhändlers in Paris gemacht. Der Händler hatte einen Arbeiter beauftragt, in einem seiner Keller mehrere Flaschen gestelle anzubringen. Als nun einer der Arbeiter zu diesem Zwecke Nägele in die Wand schlug, stürzte plötzlich ein Theil der Mauer ein, und ein schmaler Gang wurde sichtbar. Neugierig drangen die Arbeiter mit Laternen in den Dunkel und stießen nach einigen zwanzig Schritten auf einen Brunnen. Ein Arbeiter wurde hinabgelassen und fand unten in einem Haufen von Schädeln und Knochen ein Chasspot und ein Perkussionsgewehr. Der Weinhändler wurde sofort benachrichtigt und ließ die Wachen zum nächsten Polizeikommissariat bringen, welcher durch Umfragen bei allen Bewohnern des Stadtviertels folgendes ermittelte: Beim Sturz der Mauer gleich nachdem die Barrikade am Place de la Bastille von den Verfassern genommen war, stürzte sich eine Anzahl Förderer in die erwähnten Kellern. Da man die Angefallenen nicht wiederfand, so hatte man angenommen, daß ihnen geglückt sei, zu entkommen. Statt dessen waren die Unglücklichen in den Brunnen gestürzt und hatten dort einen schrecklichen Tod gefunden. Der Gang war kurz darauf vermauert worden, und der jetzige Besitzer des Geschäfts, der dasselbe erst vor wenigen Jahren gekauft hat, kannte seine Existenz überhaupt nicht. Die Gebeine der Unglücklichen sollen in die Katafomben übergeführt werden.

(Dem „Neuen Theater“) In Berlin ist von der Polizeibehörde die Genehmigung zur Aufführung eines Schauspiels „Vor Gott sein Weib“, von Laug und Raupp nicht erteilt worden.

(Ein gemüthlicher Räuber.) In Italien nimmt das Räuberunwesen in sehr bedenklichem Maße zu. In den nördlichen Provinzen bis zur Grenze der alten päpstlichen Staaten ist die persönliche Sicherheit allerdings weniger gefährdet. Jedoch in der Nähe von Viterbo, in der Campagna di Roma, in der Provinz Rom, brandschlagen die Banditen, welche in den ausgehobten Wäldern leben, die Grundbesitzer rings umher und plündern die Reisenden aus. Die Frevler der Herren Banditen hat einen geradezu kaumwärtigen Grad erreicht. Verflissene Woche schrieb einer dieser Herren Banditen von Viterbo aus an den Chefredacteur einer in Rom erscheinenden Zeitung einen Brief, in dem er gleichzeitig ein fünf-Lire-Billet einlegte mit der Bitte, das Geld für einen wohlthätigen Zweck verwenden zu wollen. Dabe behauptete der Bandit in dem Briefe, er habe noch nie arm Leute beraubt, sondern stets nur Reiche; auch habe er, um die Welt von Leuten zu bereichern, die zu ihrem Unglück reich geworden und ihm dann in die Hände gefallen, sich niemals eines Dolches bedient, sondern er habe sie vielmehr alle erschossen.

(Die Besoldung des Präsidenten der Vereinigten Staaten.) Der Präsident der Vereinigten Staaten erhält 10 000 Pfd. Sterl. Gehalt das Jahr. Außerdem gewährt ihm der Staat jährlich 1000 Pfd. Sterl. für einen Privatsecretär und 500 Pfd. Sterl. für einen Stillssecretär. Als zum Haushalte des Präsidenten gehört sind engagirt: 6 Schreiber, 1 Zahlmeister, 1 „Einsführer“ oder Ceremonienmeister, 1 Verwalter, 5 Thürsteher, 1 Ingenieur und 1 Wärter. Diese Beamten haben ein jährliches Gehalt von 80-400 Pfd. Sterl. Für außerordentliche Ausgaben hat der Präsident die Summe von 1800 Pfd. Sterl. das Jahr zu seiner Verfügung. Die Nation zahlt daher dem Haupte der Republik während seiner vierjährigen Amtszeit 75 360 Pfund Sterling.

(Italienische Duellstatistik.) Im Auftrag des italienischen Justizministeriums wird von dem Staatsfiscus Jacopo Gelli über die Duelle in Italien eine sorgfältige Statistik geführt. Es geschieht dies, um die Wirkung des seit dem Jahre 1890 in Kraft stehenden Gesetzes gegen den Zweikampf feststellen zu können. Aus dieser Statistik ergiebt sich, daß im Jahre 1890 an Duellen 354 gezählt wurden, im Jahre 1891 waren es nur noch 276, und im ersten Semester des laufenden Jahres gar nur 124. Vor dem neuen Duellgesetz, im Jahre 1888, hatte man 538 Zweikämpfe gezählt. Von den 276 Duellen des Jahres 1891 wurden 35 durch einen Wortwechsel veranlaßt, 33 durch Viebschändel, 31 durch Zeitungspolemik, 15 durch politische Vorkommnisse, 10 durch Ehlichkeiten, eins durch das Spiel. Bei den übrigen blieb die Veranlassung unbekannt. Das größte Coningent stellten die Militärs mit 90 Straffälligen, dann kamen die Journalisten mit 49, die Grundbesitzer mit 34, die Advocaten mit 31 Duellanten. Fünfzig der Zweikämpfe hatten schwere Verwundungen und zwei den Tod des einen Duellanten zur Folge.

(Mangel an Familiennamen.) In keinem Lande dürfte es weniger Familiennamen geben, als in Dänemark; wenn nicht die schon vor Jahrhunderten und seitdem eingewanderten Fremden hauptsächlich Deutsche, einige Vermehrung gebracht hätten, so gäbe es ihrer nur wenige Dutzend; ein Uebelstand, der von den Dänen selber sehr beklagt wird; so daß wiederholt Vorschläge zu einem allgemeinen Namenswechsel gemacht worden sind. Ein sprechendes Beispiel liefert das kopenhagener Adressbuch. Es füllt darin der Name Hansen nicht weniger als 34 1/2 Spalten, Petersen 32 Spalten (außerdem Pedersen 4 Spalten), Jensen 30, Andersen 16, Rasmussen 12, Sørensen 9, Nielsen 7 Spalten u. s. w. Briefschreibern nach Kopenhagen ist daher dringend zu empfehlen, die genaueste Adresse anzugeben mit Strafe, Hausnummer und Treppenzahl, da es vorkommen kann, daß in einem großen Hause drei oder vier Familien desselben Namens wohnen.

Einer, dem nicht zu helfen ist. Professor (zu Gramen): „Herr Kandidat, was geschieht mit einem Körper, der sich mit Sauerstoff sättigt?“ Student: „Er — er —“ Professor (der ihm helfen will): „Er — er —“ Student: „Herr Professor, bitte mir derartige Anzüglichkeiten.“ (Lust. Bl.)

Standesamtliche Nachrichten.

Heiraths-Ankündigung. I. Uhrmacher Paul Thiel, kath., Messergasse 51, und Agnes Walter, ev., Messergasse 18.19. — Bierkühler Kraugott Schneider, ev., Oberstraße 25, und Anna Hentschel, kath., baselbst. — Güterbohrer Paul Böhr, ev., Berlinstraße 56, und Elisabeth Grabisch, kath., baselbst. — Wirthschafts-Inspector Heinrich Klose, kath., Brieg, und Emilie Urbach, ev., Schwertstraße 8. — Sergeant im 10. Inf.-Rgt. Heinrich Harzbrecher, evang., Langeasse 49, und Elise Wolf, evang., Wallstraße 11. — III. Decanom Oscar Rant, ev., Uferstraße 42, und Emma Selber, evang., baselbst. — Tischler Robert Gärtner, evang., Matthiasstraße 29b, und Martha Globel, ev., baselbst. — Zahlmeister-Aspirant Alfred Biedermann, evang., Schiefwerberstraße 89 und Antonie Schaninsland, evang., Wäldchen 22.

Eheschließungen. III. Arbeiter August Heinz, ev., mit Anna Hennek, ev., hier. — Tischler Max Wilde, ev., mit Anna Nabe, ev., hier. — Stellmacher Wilhelm Kahlfuß, ev., mit Anna Kiebag, kath., hier. Geburten. I. Kutischer Gustav Kuppel, ev., I. — Haushälter Oscar Schneider, ev., S. — Kaufmann Moritz Meiner, jüd., I. — Arbeiter Reinhold Jenke, ev., S. — Schuhmacher Josef Dittich, kath., S. — Bivalenzhändler Hermann John, ev., S. — Maurer Wilhelm Stände, ev., I. — Telegraphenarbeiter Julius Wandel, ev., I. — Lackier Heinrich Schroll, kath., S. — Schlosser Paul Kallig, kath., S. — Schmied Heinrich Hirsch, ev., I. — Kutischer Carl Scholz, ev., S. — Maurer Fritz Radur, ev., I. — Sergeant und Regiments-Lambour Franz Trzesioch, kath., I. — II. Diener Johann Steide, ev., I. — Schlosser Hermann Petrochle, ev., I. — Kutischer Josef Haase, kath., S. — Schlangen-Aufseher Franz Krause, kath., S. — Erbsag Wilhelm Tege, ev., I. — Schuhmacher Carl Kurte, ev., S. — Schlosser Paul Krotter, ev., I. — Arbeiter Josef Nischke, kath., I. — Eisenbahn-Bureau-Aspirant Paul Kausch, ev., I. — Schmied Guban Kauter, ev., I. — Tischler Carl Stürzel, ev., I. — Kärner August Koberke, ev., S. — Schmied Gust Kapelle, ev., I. — Tischler Theophil Bestrynski, kath., I. — III. Bivalenzhändler Wilhelm Dittich, ev., S. — Arbeiter Ernst Ritter, ev., I. — Eisenbieger Paul Riffer, ev., I. — Restaurateur Franz Eckwerth, kath., I. — Schuhmacher Theophil Kuzienski, kath., I. — Arbeiter Georg Winter, ev., S. — Sattler Alexander Gronschel, kath., S. — Carlisseger Ferdinand Sembler, ev., I. — Kaufmann Carl Pfeiffer, ev., B. — Zimmermann Carl Günther, kath., S.

Todesfälle. II. Kaufmannswitwe Mathilde Mengel, geb. Sombhaus, 65 J. — Agnes, I. des Wirthschaftlers Maximilian Hausche, 1 J. — Kaufmannsfrau Clara Augner, geb. Kaiser, 25 J. — Ida, I. des pens. Hilfsheizers Carl Kuge, 1 J. — Pen. Wirthschafter Franz Hausenke, 67 J. — Gelehrte Gastwirthsfrau Ernesine Schubert, geb. Hülse, 68 J. — Maschinenarbeiterfrau Christiane Sturm, geb. Hoffmann, 52 J. — Gutbesitzerwitwe Alwine Endert, geb. Steindorff, 74 J. — Rudolf, S. des Arbeiters Carl Fichtner, 3 J. — Josef, S. des Portiers Josef Hüblich, 1 J. — Schlosser Ernst Munske, 60 J. — Rittersgutsbesitzer-Frau Henriette Gurobe, geb. Gurobe, 52 J. — Tischler Heinrich Schmeing, 47 J. — Restaurateur Josef Korschel, 52 J. — Wirthschafts-Inspectors-Witwe Julie Meyer, geb. Dienengäber, 52 J. — III. Mühlenbauer Josef Hellmann, 89 J. — Schuhmachermeister Wilhelm Doeblig, 84 J. — Paul, S. des Arbeiters Hugo Ulrich, 2 J. — Margarethe, I. des Arbeiters Wilhelm Hahn, 10 M. — Zimmerpolstererfrau Louise Pohnert, 39 J. — Hermann, S. des Schneidermeisters Heimann Browschler, 1 Mon. — Egon, S. des Kaufmanns Albert Bucher, 7 M. — Kunstfeuerwerker Demo Goolesner, 51 J. — Arbeiterfrau Dorothea Bier, 61 J. — Schuhmann Hermann Kohn, 58 J. — Ledige Aufwärtlerin Marie Hirschmann, 57 J.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, J. v. W. Dietz Verlag) ist soeben das 15. Heft des 11. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Preussische Justiz. — Der Socialismus in Frankreich vor der großen Revolution. — Das nahe Ende des landwirthschaftlichen Großbetriebes. Von Dr. Rudolf Meyer. (Schluß) — Wie heute Romane gemacht werden. Von Otto Herdow. — Feuilleton: Kunde von Nirgendwo. Einige Capitel aus einem utopischen Roman von William Morris. (Fortsetzung.)

Breslau, 6. Januar. Breslauer Mediamt. Weizen-Ausgangsmehl per Brutto 100 kg incl. Sacd 26,00 bis 26,50 M. — Weizen-Sammelmehl per Brutto 100 kg incl. Sacd 21,75-22,25 M. — Weizen-Kleie per Netto 100 kg in Käufers Säcken a) inländisches Fabrikat 8,20-8,80 M., b) ausländisches Fabrikat 7,80-8,20 M. — Roggenmehl fein, per Brutto 100 kg incl. Sacd 20,00-20,50 M. — Futtermehl, per Netto 100 kg in Käufers Säcken: a) inländisches Fabrikat 8,80-9,20 M., b) ausländisches Fabrikat 8,40-8,80 M.

Breslau, 6. Januar. (Mittlicher Producten-Börsen-Bericht). Roggen (p. 1000 Kgr.) per Januar 132,00 G., April-Mai 134,00 G., Mai-Juni 135,00 G., Juni-Juli 136,00 G. — Hafer (per 1000 Kilogr.) per Januar 130,00 B. — Haßel (per 100 Kgr.) — gel., — Str., loco in Quant. a 5000 Kgr. — per Januar 51,00 B., April-Mai 51,50 B. — Spiritus per 100 Ltr. (a 100 pSt.) ohne Faß: excl. 50 und 70 M. Verbrauchsabgabe, gel. — Str., abgelassene Ründlungs-scheine — per Januar 50 er 43,40 G., 70 er 29,00 G., April-Mai 30,50 G. — Zink ohne Umlauf.

Breslauer Marktpreise vom 6. Januar per 100 Kilogr.

	hohe	mittlere	geringe
	höchst niedr.	niedr.	höchst niedr.
Weizen weißer	15,10	14,90	14,60
Weizen gelber	15,00	14,80	14,50
Roggen	13,20	13,90	13,70
Gerste	14,40	13,70	12,70
Hafer	13,10	12,90	12,50
Erbsen	16,00	15,00	14,50

Heu: 3,60-3,80 M. pro 50 Kilogramm.  
Roggenstroh, neues 28,00-30,00 M. pro 600 Kilogr.

Ausbeutung der Kohlenbergwerke der Gesellschaft darauf an, welches Regal bezahlt werden müsse. Hoffentlich würden keine englische Behörden in dieser Beziehung Hindernisse in den Weg legen. Die Canalunne-Bill würde in der nächsten Sitzung des Parlamentes wieder eingebracht werden.

(Die Aushebung eines Spielernestes) fand dem „Berliner Tageblatt“ zufolge gestern in Berlin in der neunten Abendstunde durch die Criminalpolizei statt. In der Dresdenerstraße befindet sich ein Restaurant, woselbst sich allabendlich eine größere Gesellschaft Rendezvous gab, um dem edlen Jeu zu huldigen und „Tempel zu bauen“, wobei bedeutende Summen in Umlauf gekommen sein sollen. So hat los den Herren Spielern dieses Vergnügens auch erschien, so war die Polizei doch anderer Ansicht und gab ihr dadurch Ausdruck, daß sie zur Verhaftung der Spieler schritt. Als die Hagarbiers gestern bei der besten Arbeit waren, öffnete sich plötzlich die Thür, welche von der vorderen Gaststube nach dem Hinterzimmer, dem „Spielsalon“ führte, ein Herr trat ein, schritt schnell auf den Tisch zu und erklärte, nachdem er auf Geld und Karten seine Hand gelegt, die Anwesenden als verhaftet. Einen Augenblick herrschte Tobesstille, dann aber brach der Tumult los. Alles drang auf den Beamten ein, der nunmehr die Nothpfeile ertönen ließ. Aus das Signal drangen von allen Seiten Schutzleute und Criminalbeamte in das Zimmer und die Spieler gaben nun jeden weiteren Widerstand auf. Auf der Straße wurden die Arrestanten, ungefähr dreißig an der Zahl, von den dort postirten Schutzleuten in Empfang genommen und nach der am Vossenufer befindlichen Polizeiwache unter üblichem Ehrengelächter abgeführt.

Neueste Nachrichten.

Berlin. Der bekannte ehemalige „Genosse“ Wilhelm Werner soll, wie gemeldet wird, seine Buchdruckerei verkauft haben und ins Ausland geflüchtet sein. Es schweben gegen ihn mehrere Anklagen.

Wormheim. Hier hat die Unsitte des Neujahrsschießens ein blühendes Menschenleben gefordert. In einer Wirthschaft hantirten zwei junge Leute mit einem Revolver, wobei sich derselbe entlud und die Kugel dem 18jährigen Kaufmann W. Haber in die Schläfe drang. Der unglückliche junge Mann war schon nach wenigen Minuten eine Leiche. Der Thäter gelangte zur Haft.

Mannheim. Der vor einigen Monaten nach Verübung bedeutender Unterschlagungen flüchtig gegangene Kassirer des hiesigen Medicinalverbandes, Schlosser Wilhelm Häusler, ist in Chicago festgenommen und nach hier bereits eingeliefert worden.

Petersburg, 6. Januar. Nach einer Meldung aus Jurjewka (Station der Donez Eisenbahn) war eines der dortigen Bergwerke in Folge Durstbruchs von Wasser aus einem benachbarten Schachte überschwemmt worden. Von den elf in einem höher gelegenen Stollen arbeitenden Bergleuten gelang es nur dreien, sich noch ins Freie zu retten. Die übrigen acht Bergleute verblieben zehn Tage hindurch in dem Schacht, ehe es gelang, das Wasser und die Verunglückten aus dem Schacht zu entfernen; alle acht waren trotz des Mangels an Nahrungsmitteln am Leben geblieben.

Ludwigshafen, 6. Januar. Eine hiersebst aufgenommene Arbeitslosen-Statistik ergab sieben Hundert Beschäftigungslose.

Wien, 6. Januar. Der Eisenhändler Franz Scheika wurde heute wegen Wechselfälschungen in ungeheurer Masse verhaftet. Soweit er bis jetzt eingestanden hat, sind von ihm 500 falsche Wechsel, auf 70 000 fl. lautend, im Umlauf.

Paris, 6. Januar. Der Figaro veröffentlicht ein Interview mit den berühmten Generalen Tschernajew und Komarow; beide deuteten ziemlich unbestimmt ihren Glauben an das Bestehen eines französisch-russischen Bündnißvertrages an. Sicher sei, daß im Falle eines deutsch-französischen Krieges Rußland Frankreich beistehe. Beide äußerten sich äußerst deutschfeindlich. Tschernajew erklärte, der Krieg mit Deutschland wäre der volksthümlichste, den Rußland je geführt. Komarow schloß mit der Bemerkung: Gernern Sie die Franzosen daran, daß die Russen den Weg nach Berlin kennen.

Paris, 6. Januar. Aus Caen wird dem „Petit Parisien“ von einem Falle von Scheintod berichtet. Ein 30-jähriger junger Mann starb in Gatten-les-Bois am Typhusfieber. Er wurde im Kirchhofe des Dorfes in einer provisorischen Grust beigelegt, da die zu seiner Aufnahme bestimmte Grust nicht rechtzeitig ausgemauert worden ist. Am folgenden Tage wurde der Sarg ausgegraben, um in der letzteren Grust seine Stelle zu finden, und dabei hörte man in ihm ein dumpfes Geräusch, der Deckel wurde schlenkig aufgehoben und der Tobte richtete sich in seinem Leichentuche mit ganz erstaunlicher Miene auf.

Karlsruhe, 6. Januar. Das hier garnisonirende Leib-Grenadier-Regiment (1. badisches Nr. 109) ist in Folge mehrerer Todesfälle an Genickstarre vorläufig von hier verlegt und rückt nach Raftatt ab.

Paris, 6. Januar. Das „Journal der Erfindungen“ meldet die Erfindung eines neuen rauchlosen Pulvers durch einen französischen Officier.

(Der Straßenwiz der Reichshauptstadt) verhält nie, den Zeitereignissen sich anzupassen, und thut dies oft in einer über der drolliger Weise. Gegenwärtig werden dort auf der Friedrichstraße von fliegenden Händlern Kämmen ausgeboten: „Kooßen Se Kämmen, kooßen Se Kämmen, meine Herrschaften! Genen Silbergroßchen det Stück! Wir geben einer lausigen Zeit entjejen!“

(Das Ewige Licht.) Die Salzburger Chronik berichtet: In der Salzburger Domkirche fand man in der letzten Zeit täglich in der Früh das „Ewige Licht“ ausgebrannt. Man vermutete, daß der Messner das Del, anstatt es einzufüllen, für seine Zwecke verwende, und wollte ihn trotz seiner Unschuldsbethuerungen entlassen. Schließlich prüfte man die Sache doch noch einmal, und der Domdechant selbst setzte sich unbemerkt in einem Stuhl des Presbyteriums. Wie erstaunte er aber, als etwa um 10 Uhr eine gewaltige Rattle an dem Seile, woran die Ampel hängt, herunterstießerte, das Del im Nu ausfloss und wieder in ihre Dach-Residene zurückkehrte. Offentlich wird die kirchensünderische Rattle mit dem großen Kirchenbann belegt.

(Ueber die verschiedenen Berufsarten) in Deutsch- und giebt ein kürzlich erschienenen, zu kaufmännischen Zwecken dienendes Schriftchen Aufschluß. Der „Confectionär“ veröffentlicht einen Auszug aus demselben; vorausgesetzt, daß die in demselben enthaltenen Ziffern richtig sind, zählt man im deutschen Reich 69 000 Gastwirte, 45 160 Bäcker, 39 000 Tischler und 37 000 Schlichter, 18 500 Anstreicher und Maler, 13 000 Manufactur-, Mode- und Schnittwaaren-Geschäfte. Hierzu kommen noch 6900 Herren- und Knaben-Garderoben-Geschäfte. Es giebt 16 200 Klempner- und Blechwaarenhandlungen, 16 000 Schlossereien. Sehr groß ist die Zahl der Mühlenbesitzer, es giebt deren 50 700. Papier- und Sareibwaaren kann man in 8000 Geschäften kaufen. Wer sich photographiren lassen will, findet dazu in 3300 Meisters Gelegenheit. Für das „Heil der Seelen“ sorgen 15 000 evangelische, 14 600 katholische Geistliche und 2 000 Rabbiner und jüdische Religionslehrer. Man zählt 95 200 Lehrer, 1423 höhere Lehranstalten für Knaben und 600 für Mädchen. Rentiers und Rentieren werden 80 800 gezählt. Für Raucher sorgen 11 000 Cigarren-Handlungen en detail, 4450 Cigarren-Fabriken und 1070 Cigarren-Engroßhandlungen. Unsere Wohnräume können durch 13 500 Tapezierer und Decorateure verschönert werden. Die Freunde des „guten Tropfens“ können ihre „Proben“ in 10 200 Weinhandlungen und Weinstuben anstellen, während für große und kleine Sägmäulchen 7200 Conditorien sorgen. Für die Lösung unserer Durstes sorgen 14 400 Bierbrauereien, 8390 Brennereien versorgen uns mit Branntwein. — Unsere Bank- und Wechselgeschäfte besorgen 4200 Banquiers, 4000 Actiengesellschaften füllen die Kurszeitel der verschiedenen Börsen. Es giebt 3000 Leute, die mit alten Kleidern handeln. Wer etwas bekannt zu machen hat, kann das durch die Vermittlung von 600 Annoncen-Expeditionen thun. Wer Holz und Kohlen kaufen will, kann es in 14 000 Brennmaterialienhandlungen erledigen. Man kann sich in 474 Kur- und Badeorten erholen. auf 17 elektrischen Bahnen spazieren fahren, für fernere Beförderung sorgen 16 Pferdebahn-Gesellschaften. Für die Einrichtung elektrischer Beleuchtung sind 630 Geschäfte vorhanden. 480 Personen treiben das Gewerbe als Fonds-makler und 880 das noch schwierigere Geschäft als Commissions- und Commissionsräthe. 146 Gesonnisse sind vorhanden. Es giebt 76 Hundeschüttereien und 223 Jrenz- und Jdotenanstalten. Den Handel mit Menschenhaar betreiben 95 Geschäfte. 860 Musik conservatorien sorgen für die Ausbildung im Clavierpiel. Der Armee stehen 548 Officiers-casines zur Verfügung. Ein Geschäft, das „geht“, betreiben 800 Fabriken, welche Holypantinen fertlg stellen. Die Damen, welche sich gerne puzen, können das bei 9800 P-hmacherninnen besorgen lassen. Es giebt 33 Kuffabriken, 970 Säornstein-seger. Die verschiedenen Gewerbe vervollständigen noch 93 Uebersezungsbureaus und 28 Vanillehandlungen und 20 Wurfstoppmaschinen-Fabriken. „Gezitiert“ wird in 110 Bühnereisen. 5000 Hebammen setzen unsere jungen Weltbürger und Weltbürgerinnen in die Welt, die ihr Leben in 56 Versicherungsgesellschaften versichern können. Wenn sie erkranken können sie sich durch 19 000 Aerzte und 4700 Apotheken helfen lassen, ferner sorgen 1900 Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen für sie. Wenn sie in 5200 Heilanstalten nicht gesund werden, können sie sich durch 220 Beerdigungs-comptoirs begraben lassen, und ihr Andenken kann der Nachwelt durch 4,5 Grabdenkmalfabriken erhalten bleiben.

(Ueber das Project eines Tunnels zwischen England und Frankreich) erfährt man jetzt etwas Näheres aus der General-Versammlung der „Canal-Tunnel-Gesellschaft“, welche in voriger Woche in London unter dem Vorsitz des bekannten Eisenbahnmagnaten Sir Edward Watkin stattfand. Watkin betonte, es unterliege keinem Zweifel mehr, daß sich auf dem der Gesellschaft gehörigen Lande zwischen Dover und Folkestone Kohlenlager befinden. Im übrigen sei die Gesellschaft jetzt an einem wichtigen Zeitabschnitt ihrer Entwicklung angelangt. Ein neues Parlament und eine neue Regierung wären an das Kuder gekommen. So weit er wisse, sei Gladstone dem Projecte günstig gestimmt. Der Canal zwischen England und Frankreich sei die größte That der jetzigen Generation. Welche riesigen Folgen für Befestigung, Handel und Ansammlung des Reichthums. Förderung des Friedens, wenn jeder Theil Englands direct mit jedem Theile des Continents in Verbindung stände? Bald gäbe es vielleicht auch eine directe Verbindung mit Indien. Bis jetzt ist auf 2200 Yards verfußweise ein Tunnel von sieben Fuß im Durchmesser unter der See gegraben worden. Die Ingenieure folgten bei der Anlage des Tunnels der grauen Kalkablagerung. Ein Tunnel, der Holzwerk und Auspumpen erfordere, würde so riesige Summen erfordern, daß kein Capitalist sein Geld in einem solchen Unternehmen anlegen würde. Die graue Kalkablagerung bestehe aus 65 pSt. Kalk und 25 pSt. Thon. Diese bildete in ihrer Verbindung ein für Wasser undurchdringlich Gefüge. Trotzdem sei aber die Schicht weich genug, daß man sie durchbohren könne. In den letzten zehn Jahren habe der graue Kalk im Tunnel keine Veränderungen gezeigt. Die Ausbeutung der Kohlenlager der Gesellschaft solle einer eigenen Gesellschaft übertragen werden. Die Actien möchten die Aktionäre der Tunnelgesellschaft übernehmen als Belohnung für ihre Geduldprobe. Der Präsident der französischen Canalgesellschaft, Leon Say, werde demnächst nach England kommen. Ziel käme bei der

Sonnabend:
Freudlose Liebe.
Der Diener zweier Herren.
Sonntag Nachmittag:
Dornröschen.
Sonntag Abends:
CARMEN.

Thalia-Theater.
Der Barbier von Sevilla
Die Verlobung
bei der Laterne.

Lobe-Theater.
Sonnabend:
Erstes Gastspiel des Hoffchauspiel-Directors Friedrich Haase.
Zum ersten Male:
Das goldene Buch.
Schauspiel in 3 Akten von Franz von Schönthan.
Sonntag:
Nachmittag 4 Uhr zu ermäßigten Preisen.
Zum letzten Male:
Der Fall Clémenceau.
Hr. Emma Neumann.
Abends 7 1/2 Uhr.
Zweites Gastspiel des Hoffchauspiel-Directors Friedrich Haase.
Das goldene Buch.
Die nächste Aufführung von „Solo's Vater“ findet Montag, den 9. d. Mts., diejenige von „Zwei glückliche Tage“ am Donnerstag, den 12. d. Mts. statt.

Circus A. Kremsler.
Breslau, Louiseplatz.
Heute, Sonnabend, den 7. Jan. 1893, Abends 7 1/2 Uhr:
Große Extra-Vorstellung.
Jeden Abend kolossaler Applaus!
Pariser Leben und Treiben im Seebad Ostende.
Orche hydrologische Ausstattungs-Pantomime in 2 Abteilungen, mit Tänzen, Aufzügen, Gruppierungen, Tableau, Wasserfällen etc. arrangiert und in Scene gesetzt vom Director A. Kremsler.
Auftreten der vorzüglichsten Künstler-Specialitäten.
Reiten u. Vorführen der best-dressirten Schul- u. Freizeitspferde.
Aufstehen sammtl. Circus.
Alles Nähere die Tageszettel.
Morgen, Sonntag, den 8. Januar:
2 gr. Vorstellungen.
Nachm. 4 Uhr u. Abds. 7 1/2 Uhr.
Zu der Nachm. 4 Uhr stattfindenden Vorstellung hat jeder Erwachsene das Recht, auf das von ihm geöffete Billet ein Kind unter 10 Jahren frei einzuführen.
Nachmittags 4 Uhr:
Ein Carneval auf dem Eise.
Abends 7 1/2 Uhr:
Im Seebad Ostende.
Große Wasser-Pantomime.
Der Circus ist gut gehesit.

Reelle complete
Ausstattungs-Möbel,
in großer Auswahl
aus allen Holzarten, billige Preise,
constante Zahlungs-Bedingungen.
G. Roth,
Krausstraße Nr. 2, im Hof.
Grüne Heringe
des Pfd. 8 Pfg.
Ring 46
im Hof.

Am 5. d. M., Mittags 12 Uhr, verschied nach kurzem, schmerzlichen Leiden unser Schwiegervater, der Schlosser
Ernst Murky,
im Alter von 61 Jahren. Dies zeigen tiefbetrubt an
Ernst Hübner
Hermann Martin } als Schwiegersöhne.
Beerdigung: Sonntag Nachm. 3 Uhr. — Trauerhaus: Hubenstrasse 20.

Den Breslauer Delegirten zum
Haynauer Parteitag
zur Nachricht, dass die
Abfahrt Sonntag früh 6 1/2 Uhr
vom Märkischen Bahnhof aus stattfindet.
Socialdemokratischer Verein für Breslau und Umgegend.

Diejenigen Genossen, welche noch Programme und Gelder zur Einbeschaffung haben, werden erlucht, bis Montag Abend im Kassenlocal abzurechnen. Ebenso die noch von früher restirenden Programme.
Der Vorstand.

Verein deutscher Schuhmacher.
Nächsten Montag, den 9. Januar 1893, Abends 8 Uhr, im Vereinslocal Zabel's Restaurant, Kleine Groschengasse:
Ordnentliche General-Versammlung.
Erscheinen sämmtlicher Mitglieder erwünscht. Der Vorstand.

Stiftungs-Fest
des Central-Vereins der Söllcher Breslaus.
Sonnabend, den 11. Januar
im Etablissement „Concordia“, Margarethenstraße 17, bestehend in
Soiree mit darauf folgendem Tanz-Gränzchen.
Die Gesangsproben werden von der Gesangs-Klasse des „Socialdemokratischen Vereins“ unter Mitwirkung des Genossen Jahn ausgeführt.
Anfang 8 Uhr.
Programms im Vorverkauf 30 Pfg., an der Kasse 40 Pfg.
Der Vorstand.

Volksverein, Diegnitz.
Montag, den 9. Januar, Abends 8 Uhr:
Versammlung
in den 3 Bergen.
Tagesordnung: Berichterstattung der Delegirten über den Schießschieß-Politischen Parteitag. — Es werden hierzu auch alle Genossen eingeladen, welche nicht Mitglieder des Vereins sind, da eine Partei-Versammlung zur Berichterstattung nicht stattfindet.
Der Vorstand.

Kaffeeservice, Lampen, Gelegenheitsgeschenke,
Email- und Porzellanschilder, Thürschilder von 40 Pfg. an, sowie alle Porzellan- und Glaswaren empfiehlt billigst
E. Wagner's, Malerei, Sandstrasse 13.

Rum-, Sprit- u. Liqueur-Fabrik.
Edwin Delahon,
Fabrik Neumarkt 6. Filiale: Friedrich-Wilhelmstraße 40 b
Telephon Nr. 807.

Winter-Ueberzieher
sowie sämmtliche helle und verschönerne Herren- und Damenkleider werden unzerreißt gefärbt, gewaschen und ausgebeßert in der
Färberei und Wäschehandlung Breitestrasse 47.

Als Gelegenheitskauf
empfehle ich mein in allen Preislagen gut sortirtes Lager f. Hamburger und Bremer Cigarren in Kisten zu 100, 50 und 25 Stück gepackt.
Paul Kotalla,
vorm. Paul Strietzel, Nicolaistraße 69.

Grüne Heringe
3 Pfd. 25 Pfg.
Paul Pache,
Gr. Scheitnigerstraße 22.

Rohtabake!
Billigste Bezugsquelle f.
Pfeifer per 1/2 Ko. 65, 70, 75, 80 Pfg.
Sesöl u. Fett 80, 100, 115, 125 bis 160 Pfg.
Domingos, gutbrennend 85, 100, 110 Pfg.
Sesöl per 1/2 Ko. 130 bis 500 Pfg.
Preis-Courant gratis.
Verhand gegen Nachnahme.
Albert Kramolowsky,
Ring 60, Ecke Oderstraße.
Cigarettenfabrik, Cigarren u. Tabake

Cigarren.
Sumatra, 5, 4 und 3 Stück 19 Pfg.
Sesöl, f. Sumatra 22, 22 u. 5 Pfg.
Bessere Qualitäten
in Fels, Mexico, Fortland,
Savanna etc. in allen Preislagen.
Matthiasstraße 22,
via-a-vis dem Gasthof „Stadt Delb“.

Fröcke, Blousen, Kinder-Kleidchen,
Schürzen, Strümpfe, Wolle und Wollbauben, Handschuhe, Samt- u. Plüsch-Capotten am billigsten 270
A. Tietze, Reuschstraße 8-9.
Carl Standorfer Billterä Str. 1, 40 H.
Frog-Hum a „ 1,00 „
Carl Scholz,
Destillateur. 250
Nicolaistr. 32.

Kuno Walter,
pract. Zahnarzt.
Czechner-Straße 15, II. Etag.
Sprechst. von 9-1 3-6 Uhr.
Für Unbemittelte unentgeltlich.

Künstl. Zähne, Zahnzähl-,
Blomben-,
Schmerzlose Zahn-Operation.
Reparaturen werd. in kürz. Zeit angefert.
Wilhelm Dreger,
Matthias-Strasse 98, II. Etag.
geradeüber der Oberthorwaage. 273

Patent-Uhrgläser 30 Pfg.
Patent-Schraubenschlittschuhe
von 90 Pfg. an.
Halifax 1,75, Merkur 2,75 Mf.
Nideluhrketten v. 50 Pfg. an.
Werkzeuge aller Art unter
Garantie billigst.
Fried. Schröder's Nachf.
Schmiedebrücke u. Ring-Gde.

Dauerhafte
Stiefeln u.
Gamaschen
kauft man am reellsten
und billigsten nur bei
Adolf Gottwald
Volkslieferant
Neumarkt 44.

Unsere
Röst-Kaffee's
entsprechen an Wohlgeschmack selbst den
höchsten Anforderungen!
Renomirte Specialitäten:
Carlsb. Melange p. Pfd. M. 1,80
Wiener „ „ „ 1,70
Familien-Kaffee „ 1,60
Billigere Sorten rein und wohl-
schmeckend von
Mk. 1,20 bis 1,50.
Kaffee-Special-Geschäft
Teichmann & Co.
Schweidnitzerstr. 9,
Eingang Carlsstr.

Waldenburg i Schl.
Den Lesern d. Bl. und Genossen em-
pfehle ich mein Lager von 111

Uhren
verbunden mit Reparaturwerkstatt
einer geneigten Beachtung.
Gleichzeitig mache ich die geehrten
Frauen der Gassen darauf aufmerksam
das Brochen u. Ohrrings reparirt
werden.
Emil Michaelis, Freiburger-
straße 19.

Bunzlau!!
Meinen werthen Freunden und
Gefinnungsgegnen empfehle ich
mein grosses Lager v. haltbaren
Filzschuhen in allen Größen,
sowie Krimmermützen irwendig
mit Pelz gefüttert u. Filzhüte
im Arbeiter-Kontrollmarke versehen.
Alles zu sehr billigen aber festen
Preisen.
Aug. Römer,
Burglehn 18.
NE. Bestellungen auf die „Volks-
machi“ und alle anderen Schriften
werden entgegengenommen. 112

Religionsgenossende.
Erbauungshalle: Grünstr. 6.
Sonntag, den 8. Januar.
Vormittags 9 1/2 Uhr:
(Erbauung: Prediger Tschirn.
Die Halle ist erwärmt.
Sonnabend, d. 7. Januar d. J.,
findet Ludwigstr. 3, (Rosenhain) ein
Großes
Wurstabendbrot
statt, wozu ergebenst einladet [464]
E. Kulms.

Etablissement Prinz Carl
d'Opelwitz.
Heute Sonnabend:
Grosses Wurstabendbrot
mit musikalischer Unterhaltung.
Zu recht zahlreichem Besuch ladet er-
gebenst ein
463 Gutschmann.

Matrassen,
Bettsstellen, Schlafdivans, große
Auswahl, kauft man am bill. bei
G. Schönherr, Tapezierer.
Albrechtstr. 27, I. Eing. Katharinenstr.
Bei Abgabe dieser Annonce 4% Rab.

Größe 305
Wittgne
Nestehandlung
am Platz
Nicolaistr. 75 und Ring 34.
Verkauf von nur Fabrik-Neuen zu
staunend billigen Preisen.

J. Kaluza,
Schuhmachermstr.
Sirschstraße 17,
empfehle 260
sein großes Lager von
Schuh-
waren
für Herren, Damen und Kinder in
großer Auswahl zu billigsten Preisen.

Vereins-Kalender.
Breslau.

Socialdemokratischer Verein
für Breslau und Umgegend. Jed.
Montag Abds. v. 8-10 Uhr: Kassen-
abend im Gasthaus „zu den drei
Tauben“, Neumarkt 8. — Gäste
willkommen. Aufnahme neuer Mit-
glieder.

Verein der Litographen,
Steindrucker und verm. Berufs-
genossen Deutschlands (Zahlstelle
Breslau). Jeden Montag Zahlabend;
jeden Montag nach dem ersten eines
Monats Mitglieder-Versamm-
lung. Vereinslocal Cafe Restaurant,
Carlsstraße. — Gäste willkommen. Auf-
nahme neuer Mitglieder.

Verein deutscher Schuhmacher.
Jeden Montag Abends 8 Uhr: Vereins-
versammlung in dem Restaurant
Zabel's, Kleine Groschengasse 15. —
Gäste willkommen. — Aufnahme neuer
Mitglieder.

Solidarität. Verein für Her-
stellung und Verkauf von Waaren
auf gemeinsame Rechnung. Jeden
Montag, Abend von 8 1/4-10 Uhr;
Mitglieder versammlung
bei Martin, Kl. Groschengasse 10/11.
— Aufnahme neuer Mitglieder. —
Auskunft wird bereitwilligst ertheilt;
Skatklub „Rot- u. B.“. Jeden
Montag Abends 8 Uhr: Spielabend
bei Restaurateur Schönfelder (Bresl.
Bierhalle) am Striegauer Platz.
Haynau.

Arbeiter-Verein. Alle 14 Tage
Montag Abends 8 Uhr: Mitglieder-
versammlung im Gasthof „zum
goldenen Löwen“.

## Entsagung.

Von Johanna Grete.

(Schluß.)

Bersen sah schweigend auf den bunten, ver-  
schlenen Teppich zu seinen Füßen. Er hatte den Arm  
auf die Platte des Schreibtisches gestützt. Sein Haupt  
ruhte in der Hand. Ein qualvoller Ausdruck lag über  
sein Gesicht gebreitet.

Herbach fuhr fort: „Und wer bürgt Dir dafür,  
daß inmitten der sogenannten vollen, kampfesigen  
Tage, inmitten des materiellen Glends sich Eure gegen-  
seitige Liebe aufrecht erhält?“

„Bitte, erlaube,“ wehrte er Rudolf ab, der ihn  
nicht unterbrechen wollte, „Du kennst ja wohl das alte,  
treffende Sprichwort: „Wo die Noth an die Thüre  
klopft, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus!“ Und  
wenn Du dann in Deines Weibes Auge die Stumme  
aber doch berebte Anklage liest: Warum hast Du mir  
solche Last aufgebürdet? Warum hast Du mich hinaus-  
genommen in den Kampf ums tägliche Brot? Warum  
wängst Du mich, ein solch armseliges Loos mit Dir  
zu theilen? Hatte Deine Liebe nichts Besseres für mich?  
Und wenn nicht, warst Du nicht stark genug, aus  
Deiner Liebe zu mir keine Neigung niederzukämpfen? Wirst  
Du auch das ertragen können?“

Bersen war ausgesprungen und durchschritt das  
kleine Gemach. Seine Stimme klang rau, nicht  
mehr ganz so sicher und kampfestrohig wie vorher.

„Du irrst — zwischen mir und Helene herrscht  
kein Zwang, wir lieben uns, und wir wissen, wir wer-  
den die ersten Jahre nicht auf Rosen gebettet sein.“

Eine kleine Pause trat ein. Herbach gab seine  
Mission fast verloren. Es galt den letzten Ansturm,  
das letzte Mittel zu versuchen, schlug auch dieses fehl.  
Dann mußte die Geschichte eben ihren Gang gehen.

Er hatte, als Freund, seine Pflicht in ausgiebigster  
Weise gethan. Es war nicht nur eine äußerst schwie-  
rige, sondern auch eine sehr delicate Aufgabe. Er  
trömmelte mit seinen Fingern nervös auf einem alten  
Foliante, der vor ihm lag. Dann warf er anscheinend  
schicksallich hin:

„Du weißt, das Felden versucht hat, nachdem die  
Scheidung vollzogen, wiederum eine Versöhnung mit  
einer Frau herbeizuführen?“

„Helene sagte mir so.“

„Felden erhielt das Kind zugesprochen?“

„Ja!“

Und Du glaubst im Ernste daran, daß Deine  
Liebe im Stande sein wird, Frau Felden das Kind  
vergessen zu machen, es ihr zu ersetzen? Thor, der Du  
bist, anzunehmen, Du könntest mit all' Deiner Liebe  
das Kind ersetzen. Was bietest Du ihr dafür? Mühe  
und Trübsal! Ihre Gedanken werden stets bei dem  
verlassenen Kinde weilen, tausende selbstquälerische  
Borwürfe werden sich bei ihr regen und wenn sie sich  
auch Deinetwillen Schweigen auferlegte, Du wirst es  
doch eines Tages fühlen, daß es eine Stelle in ihrem  
Herzen giebt, die Du nicht auszufüllen vermagst. Sie  
wird nie ganz glücklich. Frau Felden ist Mutter, Ru-  
dolf, das Kind bedarf ihrer mehr, weit mehr als Du,  
Du bist jung, Du mußt das Opfer bringen, Du wirst  
es auch überwinden — gieb dem Kinde die Mutter  
urthil! Sie wird es Dir einst danken. Denk' an Deine  
eigene Mutter — sei stark Rudolf, raffe Deine Kraft,  
Deine Energie, Deine Liebe zusammen und sprich das  
entscheidende Wort.“

Rudolf sah den Freund groß und fremd an.

„Ist eine wahre, echte Liebe denn nicht im Stande,  
alles Erdenweh niederzukämpfen, alles hinzugeben, zu  
opfern?“

Herbach's Gesicht verfinsterte sich.

„Ja — und darum eben mußt Du die Deine  
opfern um Helene's Willen. Deine Ehre und Deine  
Liebe gebietet Dir so zu handeln — gleichviel, ob Du  
darunter leidest.“

„Ich darf nicht allein die Entscheidung treffen, in  
einer Frage, die so bedeutungsvoll für das Schicksal  
weiter Menschen ist. Ich werde mit Helene sprechen.“

Herbach erstrahlte. Er fühlte, daß seine Worte  
einen ungemein tiefen Eindruck auf Bersen gemacht,  
und daß er, unter denselben stehend, dementsprechend  
handeln würde, aber ein Zusammenrücken Beider dürfte  
nicht mehr stattfinden. So sagte er dann:

„Ganz wie Du willst. Nur möchte ich Dich  
darauf aufmerksam machen, daß zwischen Euch Beiden

ein Weltkampf entspringen wird. Keiner wird den  
Anderen an Edelmuth und Opferwilligkeit nachsehen  
wollen. Jedes wird, in der Exaltation der Gefühle,  
bereit sein, das größte und schwerste Opfer zu bringen.  
Und das Ende wird sein, nachdem Ihr Euch gegenseitig  
so überbietet, daß Ihr Euch in die Arme sinkt, ohne  
an die Folgen zu denken, Du wirst sie mit Dir fort-  
reißen, oder umgekehrt, und im höchsten Moment der  
Ekstase wird sie auf ihr Kind verzichten, ohne der  
nagenden Reue, der verzehrenden Sehnsucht zu ge-  
denken, die sich später einstellen würde. Wenn Du ein  
Opfer bringen willst, gut, so bringe es ganz und voll,  
ohne es durch einen gar zu unüberlegten Schritt  
wieder in Frage zu stellen, ohne jegliche Rücksicht auf  
Dich selbst.“

Er erhob sich von seinem Stuhl und trat zu  
Rudolf. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und  
sagte dann tief und bewegt:

„Ich bin Dein Freund, Rudolf — wahrlich, ich  
hätte viel darum gegeben, hätte ich Dir diese Stunde  
ersparen können — nun laß mich gewähren, laß mich  
zu Frau Felden gehen?“

„Du? Du wollest —“

„Ja — laß mich gehen. Mild und schonend will  
ich Alles sagen, was gesagt werden muß. In Deiner  
gegenwärtigen Stimmung bist Du unfähig, das Rechte  
zu treffen, Dein Anblick — doch was soll ich noch  
weiter sprechen —, laß mich gehen.“

Ein fremder, müder, qualvoller Ausdruck kam in  
das schöne, ernste Gesicht Bersen's.

„Ich werde sofort schreiben — oder geh' — und  
sage —“ er vollendete nicht, wendete sich ab, dem  
Fenster zu.

Herbach fühlte, daß er den Freund jetzt allein  
lassen müsse. Schweigend und leise verließ er darauf  
das Gemach. Auf dem Corridor stand die Mutter  
Rudolf's.

„Nun?“

„Er wird verzichten!“

Ein Seufzer der Erleichterung.

„Endlich, endlich — nun haben wir unseren  
Sohn wieder!“

„Dass'n Sie Rudolph jetzt allein, Frau Bersen;  
es ist besser, er kämpft sich allein durch. Ich geh' jetzt  
zu Frau Felden.“

Er verabschiedete sich von der alten Frau, die ihn  
bis zur Stiege geleitete. Sie erschöpfte sich in heißen  
Dankesbezeugungen, die er halb verlegen ablehnte. Es  
war ihm nicht ganz behaglich zu Muthe, trotz der  
Lauterkeit seiner Gesinnung. Jetzt mußte er auch noch  
den zweiten Theil, wahrlich nicht den leichtesten, er-  
ledigen. An der nächsten Straßenecke bestieg er die  
Pferdebahn, die ihn in die Nähe von Frau Felden's  
Wohnung brachte. —

Rudolph hatte, nachdem der Freund ihn verlassen,  
seinen Platz vor dem Schreibtisch wieder eingenommen.  
Er sah auf den angelangenen Bogen, die schwarzen  
Buchstaben verwirrten sich vor seinen Augen. Er sagte  
leise, schmerzlich:

„Helene — Helene!“

Wie hatte er an ihr gehangen, sie als etwas  
Einziges geliebt! Wie hatte er in Gedanken seine ganze  
Zukunft mit ihr verbunden, alles Hohe und Ideale in  
ihm hing mit dieser Liebe zusammen. Und nun? Sein  
Kopf sank schwer gegen die Rückenlehne des Armstuhles.  
Ihm kamen Worte in den Sinn, welche er einst  
irgendwo gelesen, und er sprach sie langsam, schwer  
vor sich hin:

„Es ist ein Naturgesetz, daß wir an unseren  
größten, heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen  
müssen!“

Er stöhnte ein paarmal, preßte aber gleich darauf  
die Lippen zusammen.

Er mußte stark sein, er durfte sich jetzt nicht  
schwach zeigen.

Und er preßte seine Hände ineinander. Er sah  
er einen Augenblick. Das Herz kann in einer Minute  
viel durchleben, was der Verstand erst nach und  
nach begreift. Dann zog er ein Schubfach seines  
Schreibtisches auf. Darin lag ein Bild Helene's.  
Er hatte es selbst gezeichnet, meisterhaft, und doch nur  
aus der Erinnerung, den Abend ihrer ersten Begegnung.  
Er beugte sich eine Weile darüber und blickte starren  
Auges darauf nieder, seine Lippen zuckten, er hob das  
Bild und preßte es an die Augen, dann legte er es  
wieder langsam vor sich hin, und nun geschah etwas,

was er je gethan zu haben sich nicht entsinnen konnte:  
Er legte die Stirn in die Hände und weinte.

Helene Felden saß in ihrem kleinen, traulichen  
Stübchen. Die Dämmerung brach langsam herein.  
Sie konnte zu der Näharbeit, die sie in Händen hielt,  
nicht mehr sehen, und so faltete sie denn das feine  
Sinnen sauberlich zusammen und legte es in den neben  
ihren stehenden Arbeitskorb. Sie schloß, in den Stuhl  
zurückgelehnt, die Augen. Sie wollte ein halbes  
Stündchen beschaulicher Ruhe genießen. Aber sie  
war zu aufgeregt. Sie hatte so viel zu denken. Sie  
war melancholisch gestimmt.

Die Schuld hieran schob sie sie auf einen Besuch,  
den sie am Vormittag ihrer Freundin, der einzigen,  
die sie besaß, abgestattet.

Die ideale, wirklich beglückende Häuslichkeit stand  
ihr lebhaft vor den Augen. Sie seufzte. Was würde  
ihr das Leben noch bringen? Die Zukunft lag keines-  
wegs rosig vor ihr. Und die Vergangenheit? Sie  
lächelte bitter. Es ging ihr vieles durch den Sinn.  
Ihre zerüttelten Eheverhältnisse, unter denen sie, ein-  
geknüpft in den Schraubstock stumpfer Pflichterfüllung,  
jahrelang namenlos gelitten, bis sie endlich die Kraft  
gefunden, die verhassten Fesseln zu brechen, und kümmerst  
darum, was die Welt dazu sagen würde.

In jenem Moment, als sich der Entschluß einer  
Trennung von ihrem Gatten festrecht ihr emporrang,  
da hatte sie nur der eine Gedanke beherrscht: Frei  
sein, frei — ganz frei! Und sie wurde frei. O,  
dieses Martyrium ihrer Ehe, dieses jammervolle Zu-  
sammenleben, wo keiner der Gatten den Anderen ver-  
stand — oft nicht verstehen wollte! Beide mochten sie  
ja in ihrer Art ganz gut sein, er war, trotz seines  
etwas heftigen, jähornigen Charakters und seiner  
prosaischen Natur ein guter, sorgsamer Mann, dem  
aber das ganze Gefühls- und Empfindungsleben seiner  
Frau fremd blieb, der ihre Ansichten als nicht passend  
für eine tüchtige Hausfrau ansah, ja dieselbe oft ge-  
radezu überspannt und verabscheuen fand.

Ihr fehlte wiederum die Habe, sich in seine Eigen-  
heiten zu fügen und zu schiden, seine, in der That  
etwas philistische Ideenwelt war nicht die ihre; sie  
hatte eine ganz andere Auffassung vom Leben und  
seinen Forderungen, viel freiere Anschauungen, kurzum,  
das gegenseitige Verständniß mangelte, und so mußte  
naturgemäß, entweder sich traurige Gleichgültigkeit ein-  
stellen, die einem Jeder seine eigenen Wege in still-  
schweigendem Einverständnis gehen ließ oder es mußte  
stetig Disharmonie, Zank und Streit herrschen.

In der Felden'schen Ehe trat der letztere Fall ein.  
Wenn Helene an die Scenen dachte, die fast täglich  
zwischen ihr und ihrem Manne sich abspielten, hatten,  
erfaßte sie jetzt noch ein förmliches Grauen. Sie ver-  
hehlte durchaus nicht, daß auch sie einen großen Theil  
der Schuld trug. Sie hätte ruhiger, einsichtsvoller  
sein müssen, mehr Nachgiebigkeit zeigen sollen. Aber  
sie konnte es nicht. Mit der Zeit stieg ein grenzen-  
loser Haß gegen Felden in ihr auf, der sie zuletzt auch  
vor der Scheidung nicht zurückzucken ließ.

Mehr und mehr kam sie zu der Überzeugung,  
daß ihre beiderseitigen Naturen absolut nicht harmoniren  
konnten.

Und so schieden sie; trotzdem Felden zu wieder-  
holten Malen versuchte, sie in ihrem Entschlusse wankend  
zu machen. Helene wies alle Vorschläge energisch, fast  
kräftig zurück. Und dann lernte sie Rudolf Bersen  
kennen, nun mußte sie frei sein, und endlich kam der  
Tag, wo sie es wurde. Sie betrauerte die Jahre, die  
sie an Felden's Seite verlebte, als verloren, aber sie  
tröstete sich: sie war noch jung, noch konnte ihr das  
Leben der Freuden viele bringen, freilich auch Sorgen  
würden nicht ausbleiben, aber die würden auch zu  
überwinden sein. Sie fühlte sich so neugekräftigt, so  
gestählt gegen Alles! Sie hatte ja eigentlich noch so  
blutwenig vom Leben gehabt! Ihre Jugend, ihre  
Kindheit kam ihr in den Sinn. Wie war sie umher-  
geworfen und umhergestoßen worden! Niemals am  
rechten Plage, Jedem im Wege! Keine lichte Juwend-  
erinnerung, kein Anklang von Glück — keiner? Doch,  
ja — ihre leider zu früh verstorbene Mutter, die sie  
so zärtlich, so leidenschaftlich geliebt! Und mit einem  
Male stieg eine brennende Sehnsucht nach dem milben,  
blaffen Gesicht in ihr auf. Wie hatte die Mutter ge-  
litten unter den Robeiten und Brutalitäten des Vaters,  
immer bemüht, vor den Kindern und fremden Personen  
ihr Leid zu verheimlichen, die sanfte Dulderin! Ihrer

Mutter gleich sie nicht. Sie war nun einmal keine passiv Natur, ganz und gar ungeeignet schweigend zu leben, in ihr bäumte und empörte sich alles, wenn irgendwie Unrecht geschah. Sie entsann sich, wie sie heimlich die kleinen Fäuste geballt gegen den Vater, der ihre Mutter so brutal mißhandelte, wie ihre kindliche Liebe für ihn sich allmählig in's Gegentheil veränderte, bis nur noch Haß und Verachtung da war für den, der die Mutter so quälte und peinigte. Wie die Fluth der Erinnerungen aufstieg und sie mit forttrieb!

„Mutter — gute, liebe Mutter“, sagte sie leise, wunderweich. Und dann sah sie sich erschreckt um beim Klange der eigenen Stimme. Es war ihr, als ob ein bekanntes, ach, so bekanntes Stimmchen die Worte gesprochen hätte. Und was sie nun dachte, zermarterte ihr das Herz. Ihr Kind — ihre Martha — was sollte aus Martha werden? Helene hatte gemeint, es nie ertragen zu können, sie hatte es für ganz absurd, für unmöglich gehalten, daß man das Kind der Mutter entreißen könne. Und es war doch geschehen! Das Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen, gesaugt, das sie aufgezogen mit tausend hangen Schmerzen und Sorgen, ihr Kind, ihr Fleisch und Blut, es wurde ihr entzissen — Kraft eines Richterspruches!

Gelegentlich! Der Wortlaut des Geleges in diesem Falle war gewesen, daß, weil sie den Mann verlassen, das Kind, sofern es das zehnte Jahr überschritten, dem Vater zu übergeben sei — von Rechtswegen! Und so war es geschehen! Helene war außer sich. Sie hat und flehte Felden, ihr das Kind zu geben und ihr Bitten war doch zuletzt nicht ganz ohne Eindruck geblieben. Vielleicht hatte er einen anderen Zweck im Auge, vielleicht dachte er, er könne sie dadurch verjöhlicher stimmen; schon war er bereit, ihr Martha unter gewissen Bedingungen zu überlassen — da hörte er von ihrem Verhältnis zu Versen, und nun weigerte er sich entschieden. Er hatte zwei Tage nach der ausgesprochenen Entscheidung noch eine Unterredung mit ihr und er hat, sie möchte zu ihm zurückkehren. Er liebte sie noch immer. Er war bereit, zu verzeihen und zu vergessen. Er versprach, seine Natur zu zügeln, zu versuchen, sich mehr ihrem Wesen, ihrer Ideenwelt anzupassen, — vergebens, Helene hatte nur das Eine zu erwidern:

„Ich kann nicht — ich hasse Dich, wie ich ni einen Menschen gehaßt habe!“

Da war Felden tief und jäh erblaßt, aber noch einmal frag er mit bebender, tiefer Stimme:

„Ich will versuchen, mir Deine Liebe noch einmal wiederzugewinnen; lehre zurück — um des Kindes willen!“

„Nein!“

Da war er gegangen und Helene hatte ihr Kind seitdem nicht wiedergesehen. Unablässig klang es ihr in den Ohren:

„Um des Kindes willen!“

Nach der furchtbaren Aufregung der letzten Tage trat die Reaction ein. Sie sann und grübelte. Durfte sie ihr Kind ihrer Liebe opfern? Oder sollte sie den Geliebten aufgeben? Was konnte, sollte sie thun? Martha hing mit so heißer Liebe an ihrer Mama — was that sie jetzt? Sie sitzt vielleicht still und allein dachte sie, und das kleine von Fremden unverständene Kindesherz schreit nach der Mutter. Was hatte Helene sich nicht Alles gelobt, wenn sie das blondhaarige Geschöpf auf dem Arme getragen — Alles, was sie für sich selbst erträumt und erhofft vom Leben, das kann sie für ihren Liebling aus. Und jetzt? Martha war ein J-hre, gewiß, sie würde die Mutter nicht verlassen, nein, aber das Gedanken war nicht rein, nicht fleckenlos. Man würde schon dafür Sorge tragen, daß das Bild der Mutter in recht häßlichem Lichte ercheine. Und doch zurückkehren? Rudolf lassen? Um des Kindes willen? Konnte sie es mit ihrer Liebe und Pflicht als Mutter vereinbaren, daß sie Martha fremden Leuten überließ in jenen Jahren, wo sie der mütterlichen Liebe, Pflege und Obhut am allermeisten bedurfte? Was der Pflanze der Sonnenschein, das ist dem jugendlichen Kindesherzen die sorgende Mutterliebe, wo sie fehlt, verdorrt die zarte Kindespflanze, und was eine verkümmerte, sonnenlose Kindheit bedeutete, das hatte ja Helene an sich selbst erfahren — aber sie hatte ja noch die Mutter gehabt, der sie das kümmerliche Dasein erlitten konnte — Martha hatte keine Mutter mehr — hatte sie denn gehalten, was sie sich selbst gelobt in den borgen, schweren Stunden, da sie zum ersten Male das winzige, schüchtern Gesicht betrachtete und geküßt — konnte Martha an ihre Mutter denken, als sie der eigenen gedacht? Nein, sie war ihrer

großen Aufgabe, ihrer Pflicht nicht gerecht geworden, sie hatte ihr Kind preisgegeben für einen Mann, den sie liebte, liebte wie nur eine Frau einen Mann lieben kann. Es gab Augenblicke, wo der Gedanke sie förmlich berauschte, an Versen's Seite zu stehen und ein gemeinsames Leben zu führen mit ihm, der so mit ihr übereinstimmte, in allen ihren Regungen, Gedanken und Ideen, der ihr in jeder Beziehung, geistig wie körperlich völlig ebenbürtig war. Wie hatten sie sich Beide das Leben, das sie führen wollten, ausgemalt. Wie manche Stunde hatten sie zusammengeessen, Hand in Hand, und der Zukunft gedacht. Jetzt schon arbeiteten sie oft zusammen. Und welchen Genuß bereitete es ihnen! Sie war Versen fast unentbehrlich geworden. Seinen „kleinen Assistenten“ nannte er sie.

Es hatte sich eine vollständige Gemeinsamkeit zwischen ihnen ausgebildet. In Allem und Jedem. Keines von ihnen fragte oder dachte daran, das er gäbe oder empfangen, Jeder gab Alles, sich selbst, und empfing Alles, des Andern selbst. Wenn eine neue Arbeit fertig geworden, unter oft sehr ersten, scharfen aber immer streng sachlichen Erörterungen und Auseinandersetzungen, dann mußte Keiner, was er dazu beigetragen und sie schätzten es um so höher und werthvoller, als ihr gemeinsames Eigenthum. Und so lebte sie glücklich und beglückt.

Ja, das war es, monach sie sich gefehnt, das war die Ehe, wie sie sich dieselbe gedacht. Und wenn sie zurückblückte auf die Jahre, die sie an der Seite Felden's verlebte, schauderte sie zusammen. Es war kein Leben gewesen, sondern ein Martyrium! Aber Martha — der Gedanke machte sie namenlos elend und verzweifelt!

Helene wollte ihren Gedanken eine andere Richtung geben, aber sie vermochte es nicht. Sie mußte stetig an Martha denken. Wenn Sie erkrankte? Und die Mutter war nicht da — sie begann zu zittern vor Aufregung. Sie stand auf. Sie wollte ausgehen, irgend wohin, um den quälenden, peinigenden Gedanken zu enttrinnen — da fuhr sie nervös zusammen. Der scharfe Ton der Klingel an der Thür wurde laut. Rudolf! Und jetzt sollte sie ihm in dieser Verfassung gegenüber treten. Sie stand da zögernd, schwankend — da ertönte die Klingel zum zweiten Male. Sie ging die Thüre zu öffnen. Als sie geöffnet, sah sie einen Boten stehen. Es war doch nicht Rudolf. Sie athmete erleichtert auf.

„Frau Helene Felden?“

„Die bin ich.“

„Eine Depesche. Bitte, quittiren Sie den Empfang hier.“

Sie krugelte flüchtig ihren Namen in das Buch. Der Mann entfernte sich. Eine lange Ahnung stieg in Helene auf, das Kind — hastig riß sie den gelben Zettel auseinander. Beim flackernden Licht der Flurlampe las sie die Worte:

„Komme sofort, Martha schwer erkrankt!“

Sie rannte und hielt sich am Thürpfosten fest. Kein Laut drang über ihre erbitterten Lippen. Also das war es — das —! Sie ging langsam in das Zimmer zurück. Dort sank sie auf einen Stuhl. Sie blutete eine Weile vor sich hin, dann sagte sie tonlos, wie abwesend:

„Wir bleiben Beide und tragen unser Schicksal — jammervoll — jammervoll — aber Martha soll ihre Mutter haben, auch um den Preis — wir werden nicht Mann und Frau sein, wir sind uns fremd und werden es bleiben — wohl unter einem Dache wohnen zusammen essen und leben — und doch getrennt sein — der gemeinsame Ort ist ja kein Band, nein, nein —“ und hier konnte sie nicht weiter denken.

Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. In diesem Momente verzichtete sie auf dasjenige, was ihr als höchstes Glück im Leben erschienen.

Eine Stunde später stand sie reisefertig, eine Handtasche neben sich stehend, am Tische, im Begriffe, ein paar Zeilen an Rudolf zu richten, da klingelte es wieder und als sie öffnete, erblickte sie den Freund Versen's.

„Herr Herbach?“ frag sie eräunnt.

„Ein sehr netter Besuch“, sagte er etwas gedrückt, ihr in das Zimmer folgend. Und dann, als er gewahrte, daß sie zum Ausgehen gerüstet war, fügte er hinzu:

„Ich komme zu ungelegener Zeit? Sie waren im Begriffe auszugehen?“

„Nein zu verreisen.“

Herbach blickte in die großen hellen Augen, die ihm gerührt blinkten. Er fühlte sich unbehaglich unter diesen erwartungsvollen Blicken. Die feinen Brauen

Helene's zogen sich unmutig zusammen. Da sagte Herbach:

„Ich komme in dem Auftrage meines Freundes Versen.“

Flammende Röthe schloß in das bleiche Gesicht der jungen Frau. Ein sonderbares Gefühl stieg in ihr auf. Sie wollte eine Frage stellen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Herbach murmelte ein paar Worte, die sie nicht verstand, dann sprach er lauter.

Er entwickelte eine glänzende Beredsamkeit. Es ging wie am Schnürchen. Er schilderte die tiefe Dankbarkeit der alten Eltern Versen's, die eine Einwilligung zur Verbindung Versen's mit ihr beharrlich verweigerten, wie Rudolf die Freude und den Stolz der Eltern sei, wie beunruhigt dieselben über die Zukunft des Sohnes seien, die ihnen gefährdet erschien, wenn er eine Ehe mit einer geschiedenen Frau einginge. Er führte ihr die zweifelhaften, unsicheren Erfolge eines jungen, unbekanntem, eine Praxis suchenden Arztes vor Augen, die kleinlichen, alltäglichen, materiellen Sorgen, die Nadelstiche, die er zu erdulden haben würde, seiner Verbindung wegen. Er zeigte ihr, wie Herbach sich in Ueberanstrengung und Ueberbürdung, nur bemüht, das Allernothwendigste herbeizuschaffen, sich endlich erschöpfen müsse, wie dabei sein Geistesflug unbedingt erlahmen würde, bis er, am Boden liegend, in der abgeheften Jagd um ein kümmerliches Dasein, nothwendig jeden Aufschwung verlieren müsse. Er rief ihren Frauenstolz, ihre Ehre, ihr Herz, ihre Liebe an, und schloß endlich mit den Worten:

„Wir Menschen können nun einmal nicht immer Idealen nachleben und so grausam es uns auch oft erscheinen mag, wir müssen versuchen, die Regungen des Herzens dem Verstand unterzuordnen.“

Helene hatte schweigend der langen Rede zugehört. Keine Bewegung in den blaffen, vornehmen Zügen verrieth, was in ihr vorging. Noch mehr wurde Herbach durch den kühlen Ton frappirt, mit dem sie sagte:

„Sie sagten mir ja wohl, Sie kämen im Auftrage von Herrn Versen? Nun denn, sagen Sie ihm, daß, als Sie mein Zimmer betraten, ich gerade im Begriffe stand, in das Haus meines Vaters zurückzukehren.“

Sie verbeugte sich förmlich und Herbach entfernte sich schnell. Helene stand noch ein paar Minuten ganz still. Es war, als ob Alles in ihr zerisse. Auch das noch! Nicht einmal vergdant war es ihr, ihrer Liebe — sie schloß die Augen — für sie gab es nichts mehr, als ihrer Pflicht zu folgen. Sie löschte rasch die Lampe aus, ergriff die Handtasche, verschloß die Thüre und verließ hastig das Haus, in welchem sie die glücklichste Zeit ihres Lebens genossen.

An der nächsten Straßenecke nahm sie eine Droschke, welche sie zum Stadtbahnhof brachte. Dort angekommen, hatte sie gerade noch so viel Zeit, ein Billet zu lösen und das Coupe zu besteigen. Gleich darauf ertönten die hellen, scharfen Pfeife der Locomotive, ein Paar Ruck erfolgten, dann brauste der Zug hinaus in die dunkle, stille Nacht, Helene ihrem Rande zuführend.

Rudolf Versen hatte einige Wochen später sein Examen bestanden, hat Glück gemacht und ist sehr schnell ein gesuchter Arzt geworden, dessen Name in der Gelehrtenwelt einen sehr guten Klang hat. Er hat Helene Felden nicht wiedergesehen.

## Humoristische Ecke.

Eine Schläumeierin. Dem „Gisäffer“ erzählt man folgendes hübsche Stückchen: Letzte Woche, als ich von M. nach Z. fuhr, war ich mit vier Herrn, von welchen jeder eine Cigarette rauchte, in ein und demselben Wagenzettel. Auf einer Zwischenstation stieg eine Frau ein. Ich, der Erste an der Thür, wollte ihr behilflich sein und nahm ihr das Körbchen, das sie trug, ab. „Gewe Se acht“, sagte die Frau, „i hab sechs Pfund Dynamit im Korb, de muess i mimm Bann i d'Steingruob bringa.“ Schnell wie der Blitz flogen die Cigarren zum Wagenfenster hinaus, und ichen rückte Jeder von der Frau ab. Diese aber setzte sich bequem hin und begielt ruhig den Korb auf den Knien. Und wenn sie, was nicht selten geschah, zu husten anging, fuhr ich jedesmal ängstlich zusammen, und das zertrümmerte „Restaurant Wey“ in Paris stand lebhaft vor meiner Seele. „Station D.“ rief der Schaffner. Die Frau erhob sich. „Gott sei Dank!“ murmelte sie. Ich zitterte wie Espenlaub, als ich ihr das Körbchen mit dem gefährlichen Inhalt hinausreichte. „Merci“, sagte das verächnliche Weib, als sie draußen war, „mei, s'isch nit so gefährlich, i ha nur Krumbeereisupp und Käse dadrin. Awer, wil i d'Bruschtsucht so stark hab uns Rauche net vertragen kann, so hau i g'sagt, i härt Dynamit dreane.“ — Sagts und verschwand. O, dieje Weiber!